

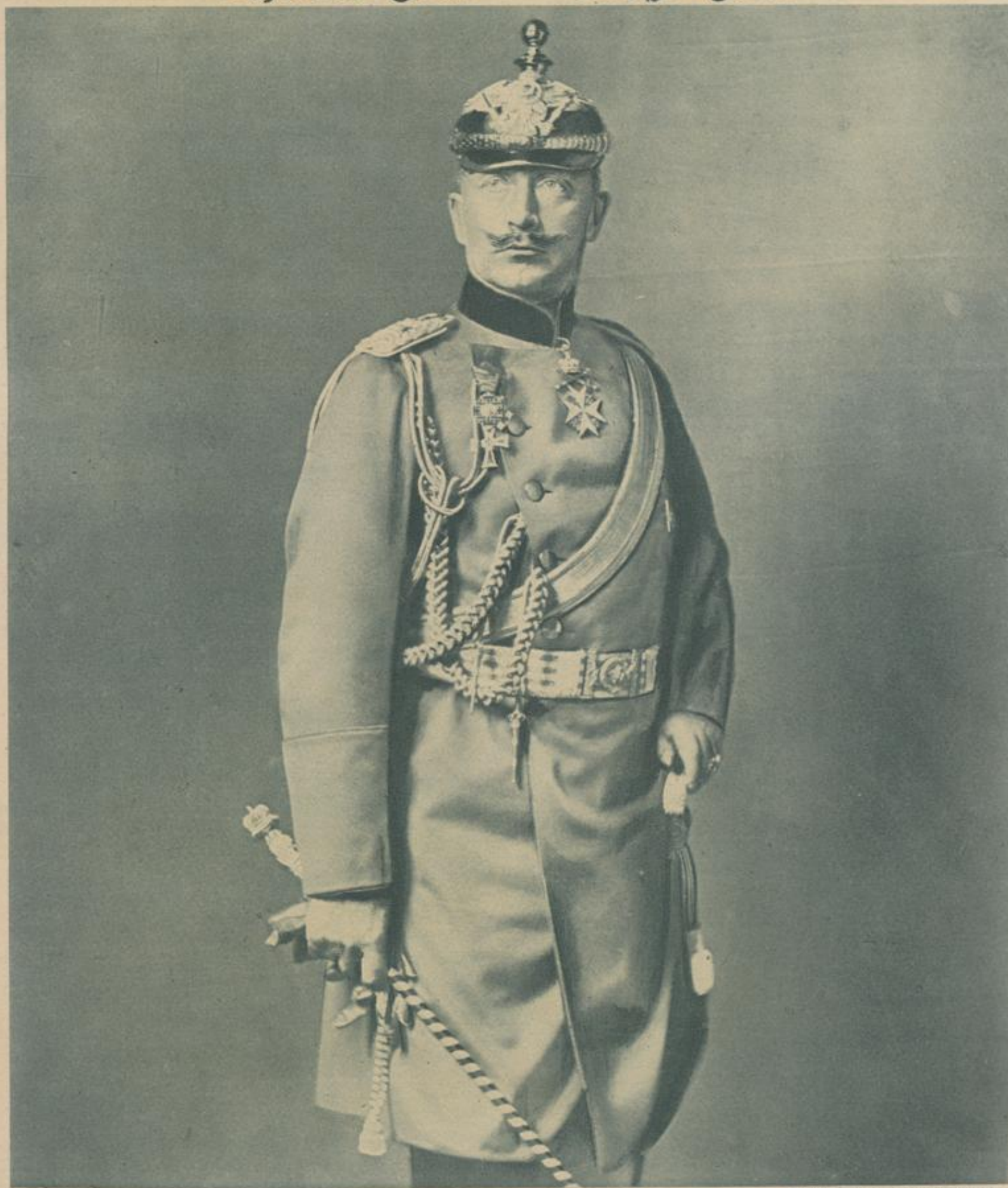
II. Jahrgang.
No. 32

6. August 1914.
Einzelpreis 10 Pfg.

Das Illustrierte Blatt

Verlag der frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H. Frankfurt am Main

Schwere Zeit! — Große Zeit!



Kaiser Wilhelm in Artillerieuniform.

Nach einer Originalaufnahme von W. Meyer, Berlin.

Der Krieg mit Serbien.

Die Ereignisse der letzten Tage sind außerordentlich gewesen. Das ganze öffentliche Leben ist von den Ereignissen beherrscht. Die anhaltende Spannung bringt die Bevölkerung dauernd in Bewegung. Vom Kriegsausbruch bezw. von den Aufmärschen sind die ersten Bilder eingetroffen. Während Oesterreich-Ungarns Truppen Serbien von der Donau und der Save her bedrohen, scheinen die Streitkräfte Serbiens (und Montenegro?) sich auf das Ueberschreiten der Drina vorzubereiten, und so richtet das Interesse sich gegenwärtig auf die Grenzflüsse Serbiens gegen Oesterreich. Die Rolle, die Save und Donau im Norden spielen, übernimmt an der serbischen Westgrenze die Drina, die die Wässer Montenegro der Save zuführt. An der bosnisch-montenegrinischen Grenze vereinigen sich die Tara und die Piva, zwei klare Bergströme, zur Drina. Die Drina durchfließt zunächst im Bogen das bosnische Waldland, und wenn man sich dem Orte Luka nähert, von wo aus sie bis zur Vereinigung mit der Save die



Der serbische Generalstabschef Putnik, der von den Oesterreichern wieder freigelassen wurde.

serbisch-österreichische Grenze bildet, sieht man jetzt über dem Drina-Defile die Häupter in der Reihe der serbischen Grenzwächter: die kleine und große Gostilja, den Janjac, die Blasinista-Mava und dann den zweifach gegipfelten großen Stolica. Seine der Drina zugewandten breiten Hänge erheben sich immer wieder zu neuen Spitzen, bis endlich der Stolica, den Gostilja bildend, in platten halbkreisförmigen Wänden ganz zur Drina niedersteigt. Diese umklammernd, wendet sich nun die Drina in einem rechten Winkel gegen Ost; die linken Ufer drängen sich plötzlich auch in jähren Formen heran, den Fluß bis zu einer Breite von 10 bis 12 Metern zusammenpressend, und in tosenden Wirbeln jagen die Wasser durch die Engen. Das ist der berühmte Slap, der grimmigste Feind der Fährer und bei hohem Wasserstande ganz unpassierbar. Umgekehrt bringt der einige Kilometer westlich liegende Pripeck Slap mit seinen haushoch aus dem Wasserspiegel ragenden Riffen und dem starken Fall bei niedrigem



Phot. Gauden, Berlin-Zahende.
Oesterreichischer Feldküchenwagen.



Phot. Berliner Zucht-Gesellschaft.
Oesterreichische Pioniere schlagen eine Brücke über die Donau.



Phot. Gauden, Berlin-Zahende.
Die Post wird verständigt.



Phot. Trampus.
Die Brücke von Semlin nach Belgrad wird von österreichischen Soldaten bewacht.



Phot. 9H. Mel. Varie.

Der russische Generalissimus Großfürst Nicolas.

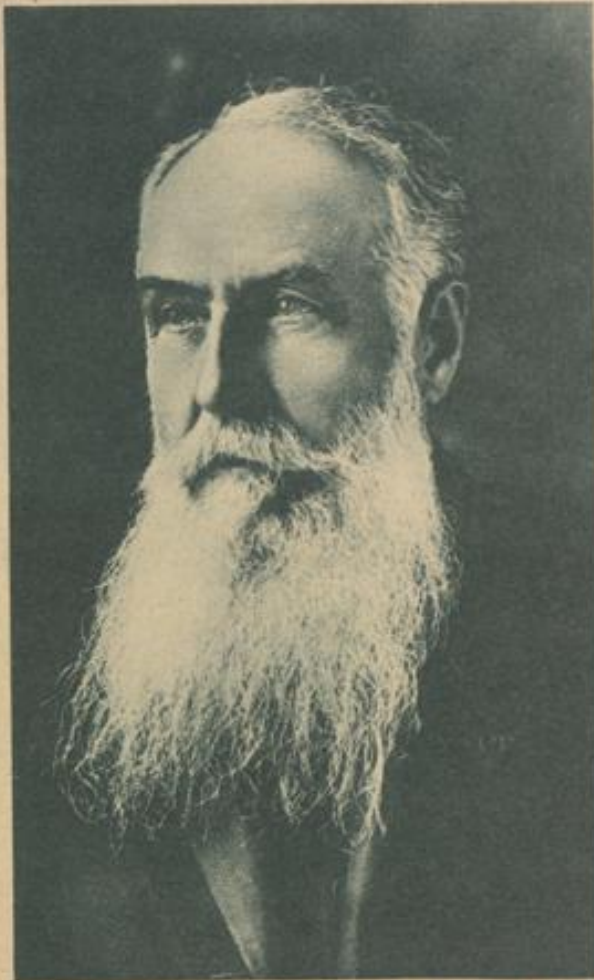
Wasserstände dem Schiffer Verderben. So verlangt eine Floßfahrt auf der Drina zu jeder Jahreszeit geschickte Schiffer, und doch ist das nicht ungefährliche Floß bisher das einzige Mittel, um die Drina in all ihren Verästen aufzusuchen, denn vom Slop abwärts werden ihre Ufer vollständig ungangbar. Der Eindruck des Bildes wird noch durch die wilde Zepa verstärkt, die grünglühend in einer finsternen Felsenrinne aus dem Bärengebiete des Podzeplje vom linken Ufer herabkommend hoch über die wasserfallähnliche Zepamündung schwingt sich der steinerne Spitzbogen einer alten türkischen Brücke, die, von Grün umrankt, die auseinandergerissenen Uferwände abermals verbindet. Der schmale Fels-



Phot. Berliner 35-464.

Serbisch-montenegrinische Verbrüderung:
Kronprinz Alexander und König Nikita.

pfad gleitet vom Ficht auf die Brücke nieder und führt dann steil aufwärts, direkt hinein in die Javor-Planina, durch die der kürzeste Weg nach Zrebrenica führt. Ueber Perg und Tal, über Gipfel von mehr als 1500 Meter Höhe, wie der Jez, dessen Hängen die Jepsa entspringt, wagt hier das Waldesmeer. Da ist die kalte, wasserreiche Studena Gora mit ihren endlosen Hochplateaus und das zerrissene Jezagebiet. Eine halbe Stunde unterhalb Luta werden die Drina-Ufer zu vertikalen Wänden, zwischen denen das Wasser wie in einem Kanal dahinschießt. In launischem Spiel zerfallen die bosnischen Ufer bald wieder in grüne Regel und Kluppen: unerschütterlich aber ziehen die stellenweise an tausend Meter hohen ferkischen Wände weiter, deren Höhenrand den Beginn oder, weiter Plateaus bedeutet. In deren Schatten liegen auch die auf Steilseglern nebeneinander postierten Schwestertrümmen Klosevac und Gjurgievac. Nun heßt sich die Landschaft immer mehr auf. Den flachen Ufersaum decken Wiesen, Mais- und Tabakfelder. Inzuletzt stehen längs des Ufers kleine Gruppen römischer Grabmale, halb vom Humus überdeckt, vom Weichdorn und der großblütigen Distel verflechtet und von dufenden Wipfeln uralter Kufsbäume überwölbt. Wo das Waldesrauschen erstickt und zum letztenmale Uferschroffen grau und tief in die Drina tau-



Phos. Mannur. Paris.

Eine neue Aufnahme des serbischen Ministerpräsidenten
Dschitsich, einer der populärsten Persönlichkeiten in Serbien.

chen, da macht diese um einen vorfallenden Fels einen Bogen in das serbische Land hinein. „Divic“ heißt der Ort, wohl von „Divno“ = wundervoll. Und gleich darauf klettern Türme, Mauerwerke und zerbrochtes Gebäu in wirrem Durcheinander aus dem Wasserspiegel die hohen verwitterten Felswände hinein, und gleichsam aus dem nördlichen Ufer-Burglore ins Freie eilend, legt sich ein nördlichen Ufer-Burglore ins Freie eilend, legt sich ein altes Städtchen mit rebenumspunnenen Häuschen lang und schmal längs des Flusses hin. Auch drüben ragen aus dem üppigen Grün der serbischen Ufergelände Mauerreste auf.



Prod. Berliner 34-86.

Die Demonstrationen in Belgrad nach der Kriegserklärung.



v. Müller, Chef des Marinekabinetts.

Mobilmachung!



Generalstabchef v. Moltke.



General v. Heeringen.

Aus der Geschichte der Mobilmachung.

Das schwerwiegende Wort Mobilmachung ist in diesen Tagen von Unzähligen mit banger Spannung ausgeprochen worden. In unserem Zeitalter der Telegraphen und Eisenbahnen können die bis an die Zähne gerüsteten Völker mit beängstigender Schnelligkeit die Wehr zum Weltkrieg umgürten. In früheren Zeiten dagegen ging eine Mobilmachung sehr langsam von statten, und je primitiver die Heeresverfassungen waren, desto weniger war man auf eine schnelle Kriegsbereitschaft gefaßt. Tacitus schildert uns, wie die germanischen Krieger aus ihren weit zerstreuten Hütten über die Wald- und Sumpfpfade mühsam zu dem Versammlungsplatz der Gauemeinde vordringen und wie erst nach dieser umständlichen Sammlung die eigentliche Heeresfahrt begonnen wird. Rascher waren schon die Gefolgshäufen auf dem Plan, die sich um einen Gaufürsten scharten, ihm schon im Frieden als getreue Waffenbrüder zur Seite standen und daher im Kriege sogleich als sein ständiges Heergeleit mit ihm auszogen. Auch ihre Bereitschaft stand freilich zurück gegen ein stets schlagfertiges Berufsheer, wie es die Römer der Kaiserzeit besaßen; Rom hielt ungefähr 50 000 Mann stets zum Ausmarsch bereit, und diese Zahl ließ sich bei Bedarf in großartigem Maßstabe durch die vielen berufsmäßig ausgebildeten Krieger vermehren, die das ewig in Kriege verwickelte Reich bevölkerten und bei einem Aufruf sogleich unter die Standarten strömten. Im Deutschland des Mittelalters wurde alljährlich einmal der Heerbann vom König zu einer allgemeinen Versammlung einberufen; die Gaugrafen verkündeten den Mann in ihrem Gebiet und beauftragten die Rüstung der Einzelnen. Die Mitglieder des Heerbannes verpflichteten sich durch einen feierlichen Eid, dem König die Kriegshilfe zu leisten, und bevor ein Kriegszug begann, wurde noch im 12. Jahrhundert erst eine allgemeine Versammlung abgehalten, die die Heeresfahrt beschloß. Der regelmäßige Jahresbann auf dem Reichsfeld war damals bereits aufgegeben. Der Kriegsbefehl des Königs ging nach der Heeresordnung des Mittelalters an die Herzöge, Grafen, Bischöfe und Äbte, die in eigener Person die ihnen auferlegten, nunmehr zahlenmäßig festgesetzten Kontingente herbeiführten. Poten riefen die Heeresfahrt im ganzen Lande aus und befahle sich zu rüsten und zu bestimmter Zeit an einem



Eingezogene Mannschaften marschieren zum Bahnhof.

Phot. Hef. Berlin.

Sammelplatz einzufinden. Ungevorsame und Säumige wurden mit strengsten Strafen, so dem Abhauen von Gliedern, bedroht. Genaue Verzeichnisse der zum Kriegsdienst Verpflichteten sorgten dafür, daß keiner sich drückte; französische Musterrollen sind uns noch aus dem Jahre 1214 erhalten. Waren alle Truppen zusammen, dann fand eine Musterung statt, und das Heer wurde nur noch zusammen eingeübt. Dieser schwerfälligen Art der Mobilmachung stellten die Schweizer, die man als die ersten modernen Soldaten der neueren Kriegsgeschichte bezeichnen muß, einfachere Formen gegenüber. Die wehrhaften Männer wurden durch Hochwachen mit Feuer und Rauch und durch Eilboten zum „Landsturm“ sehr schnell unter die Waffen gerufen, und fand ein „Auszug“ statt, so strömten die Freiwilligen freudig zu dem „Landpanner“, oder es wurden einzelne Fähnlein gesammelt, aus denen sich im 15. Jahrhundert allmählich die Verfassung der Landsknechtorden ent-

Was das Odol besonders auszeichnet vor allen anderen Mundreinigungsmitteln, ist seine merkwürdige Dauer-



wirkung, die aller Wahrscheinlichkeit nach darauf zurückzuführen ist, daß sich das Odol beim Mundspülen förmlich in die Zähne und die Mundschleimhaut einfaßt, diese gewissermaßen imprägniert und so gleichsam die Mundhöhle mit einer mikroskopisch dünnen, aber dichten antiseptischen Schicht überzieht, die noch Stunden lang, nachdem man sich den Mund gespült hat, ihre Wirkung äußert.

Diese Dauerwirkung besitzt kein anderes der für die tägliche Mund- und Zahnpflege überhaupt in Betracht kommenden Präparate. Sie gibt demjenigen, der Odol täglich gebraucht, die Gewißheit, daß sein Mund Stundenlang geschützt ist gegen die Wirkung der Gärungstoffe und Fäulniserreger, die die Zähne zerstören.

Preis: 1/2 Flasche (Monate ausreichend) M. 1.50, 1/2 Flasche M. —.55.



Phot. G. Viehner, Wien.
Armeeinspektor General Moritz Ritter
von Ruffenberg.

widelte. In der Epoche dieser kühnen Söldnertruppen, die bis zum Dreißigjährigen Krieg währte, ging die Mobilmachung in der Weise vor sich, daß der kriegsführende Fürst durch einen „Verhaltensbrief“ einen namhaften Heerführer zum Feldobersten berief, der seinerseits wieder einzelne Obersten beauftragte, „Regimenter aufzurichten“. Nun lief die Werbung durch Stadt und Land; das Werbepatent wurde „umgeschlagen“, d. h. bei Trommelschlag verlesen und der Werbefeind aufgestellt. Die Landsknechte waren rasch zur Hand, aber im Laufe der Zeit wurden sie immer zügelloser, immer übermächtiger und so unerschwinglich teuer, daß im 17. Jahrhundert einsichtige Fürsten ein „Landesdefensionswesen“ zu errichten strebten. Diese Heeresaufgebote, die nun wieder in Kraft traten, ließen darauf hinaus, daß jede Feuerstätte einen tauglichen, wohlgerüsteten Mann im Kriegsfall stellen sollte, der in die Musterrolle eingetragen war. In Oesterreich wurden alle

diese Dienstpflichtigen jährlich zweimal versammelt, aus den Rüstkammern mit Waffen versehen und eingeübt. Die Einberufung im Kriegsfall aber, die nur durch einen Beschluß der Stände erfolgen konnte, war zu weitläufig und erwies sich den harten Anforderungen der Wirklichkeit gegenüber als völlig unzureichend. Besonders schlimm war es mit der Mobilmachung im heiligen römischen Reich deutscher Nation bestellt, denn die „Reichs-Operationskasse“, durch die sie verwirklicht wurde, war immer leer, und zudem hatten sich viele Stände durch „Moderationen und Exemtionen“ überhaupt von der Kriegspflicht befreit. Ein stehendes Heer war daher die einzige Rettung, und wirklich wurde in Frankreich unter Ludwig XIV. eine ständige Heeresorganisation geschaffen, die zunächst 72 000 Mann betrug. Diese Macht war stets marschbereit, und sie wurde beim Ausbruch eines Krieges nicht bedeutend vermehrt. Beim Ausbruch des Spanischen Erbfolgekrieges wurden z. B. die Infanterielkompanien von 35 auf 45 Mann gebracht, was sehr schnell ging; mit den Milizen und dem Aufgebot des Adels rechnete man nicht mehr. Wie bei den Kriegstaten des Sonnenkönigs, so lag auch das Geheimnis der Größe Preußens in einer stets bereiten stehenden Armee, die der „Soldatenkönig“ Friedrich Wilhelm I. schuf und Friedrich der Große zum Siege führte. Vermöge seines sorgfältig durchdachten und mit



Phot. G. Viehner, Wien.
Armeeinspektor General der Kavallerie
Rudolf Ritter von Brudermann.

eiserner Energie durchgeführten Kantonsystems konnte das preußische Heer binnen kurzem schlagfertig dastehen, und unter Friedrich dem Großen hat sich dies Mobilisierungssystem glänzend bewährt. Der Kompaniechef hatte dann im Nu seine etwaigen Umlauber und „unsicheren Kantonsisten“ beisammen. Auch in den Kriegen des 19. Jahrhunderts ist Preußen imstande gewesen, sehr schnell zu mobilisieren, obwohl es 1866 seine straffere Organisation und die reichere Entwicklung seiner Eisenbahnen Oesterreich gegenüber nicht recht ausnützte. 1870 wurde die sonst trefflich organisierte Mobilmachung Frankreichs durch den Geldmangel bei der Intendantur behindert. Wie langsam auch in unserer modernen Zeit die Mobilisierung vor sich gehen kann, lehrte der russisch-japanische Krieg, bei dem die Japaner erst ein Vierteljahr nach Beginn der Feindseligkeiten eine Armee von 36 000 Mann gegen die noch immer nicht fertigen Russen führten.



Phot. Zampius, Paris.
Generalstabschef Conrad von Hötzendorf beim Studium der Karte.



Phot. Wien SW.
Abmarschbereit: Oesterreichische Offiziere beim Kaiserhof.

Der Herzog von Sorfona

Roman von Carl Graf Scapinelli

(22. Fortsetzung).

Prinz Petro war einsilbig geworden, und da er fühlte, wie Herr Miarotti ihn mißtrauisch betrachtete, als suche er ein Geheimnis zu ergründen, sagte er:

„Was sich so Dinger einbilden!“

Aber Miarotti blieb ernst, plötzlich fragte er den Prinzen halblaut: „Wenn das wahr ist, warum ziehen Sie denn mit zweien herum und brüskieren die gute Gesellschaft?“

Da erwachte in Petro wieder das Mißtrauen gegen alle früheren Bekannten, und er sagte mit fast süßsamem Lächeln:

„Nein, nein, Herr Miarotti, Sie können versichert sein, es ist nicht wahr. Die zwei kleinen Dinger sind mir recht. Reizende Mädchen, ja, amüsant, lustig und gar nicht aufdringlich. — Sie sehen, sie lassen mich allein, so oft ich will!“

„Die wollen Sie — gestatten Sie mir, das ehrlich zu sagen — doch ausnützen!“

„Mein Gott, jeder Mensch nützt den anderen aus!“

„Und doch begreife ich Sie nicht! Ein junger Herr mit Ihrem Titel, mit Ihren Mitteln!“

„O, bitte, der Titel ist nicht sehr lursfähig, und die Mittel sind lange nicht so groß, wie Sie glauben. Ich habe doch, so weit es möglich war, den Schaden in Sorfona gut gemacht!“

„Man ist auch darüber allgemein sehr erfreut gewesen. Ich kann Sie dessen versichern. Aber das alles fällt doch nicht Ihr Leben aus!“

„Warum nicht, ich bin vollauf damit beschäftigt!“

„Da haben Sie höchstens eine schlechte Zeiteinteilung!“ sagte Miarotti lachend. „Oder Sie halten die Nacht für den Tag! Ich sehe ja ein, ein junger Mann, der manche Enttäuschung erfahren — gut, er will vergessen. Aber es gibt doch andere Wege dazu!“

„Mir behagt dieser am besten, Herr Miarotti!“ Es klang scharf und abweisend. Prinz Petro hatte keine Lust, wieder Ratsschläge zu hören.

„Apropos. — Wir trinken noch eine Flasche. Ich möchte doch meinen Damen im nächsten Brief erzählen, daß wir einen gemüthlichen Abend zusammen verbracht haben — ich darf doch Ihre Grüße beifügen?“

„Ich bitte darum!“ Es klang frostig.

„Soll ich das Lokal nennen, wo wir uns trafen?“

„Wie Sie wünschen, Herr Miarotti! Wenn Sie es für passend finden?“

„Aun, daß ich kein Eugendheld bin, wissen ja die Damen, aber an Ihr Präbikat haben sie wohl kaum je geglaubt. Isabella hatte mir einmal beinahe die Augen ausgekratzt, als ich Sie für einen Lebprinzen erklärte. Drum wollte ich Ihren Nimbus nicht zerstreuen!“

„O, bitte, wenn Sie glauben, daß ich den Titel verdiene — dann lassen Sie ihn mir ruhig. Ich bin sogar stolz darauf. Ja, — so was will auch verdient sein!“

Sie tranken, stießen wieder an.

Die Mädchen ließen sie allein. Selbst Miarotti fühlte, irgend ein Abglanz fiel vom Prinzen auf ihn — in deren Augen. Wenn er auch zehnmal reicher und ebenso elegant war wie dieser, — sie sahen in ihm nur einen Begleiter des Prinzen.

So ganz glaub' ich doch nicht an Ihr Lebprinzen-tum. Es ist natürlich prinzipielle Gegnerschaft. Wie immer bei mir. Ich möcht' es gar nicht glauben!“

Sie — sollen es aber — Sie sollen es, Herr Miarotti!“

„Herrgott, sind Sie ein eigensinniger Mensch!“

„Ich will aber nicht, daß man an mir immer zweifelt. Ich will tun und lassen, was ich will, und will für den gelten, der ich bin!“

So plauderten sie fort, Prinz Petro ein wenig gereizt, verärgert, daß er aus dem Mlet gerissen worden war, daß sein Lebensretter ihm nicht alles glauben wollte, und Herr Miarotti ein wenig ironisch und doch unsicher. Der junge Herr interessierte ihn. Er kannte sich in ihm nicht aus.

Spät, spät des Morgens trennten sie sich. —

„Aun haben Sie mich zum Bummeln und Lumpen verführt, königliche Hoheit. Es war mir wirklich ein Vergnügen. Nein, ohne Redensart — ich wußte gar nicht, was für einen netten Herzog meine Landsleute ziehen ließen. Ja, meine Damen hatten da wieder einmal recht, und ich hoffe bestimmt, daß wir uns hier öfters treffen werden, wenn Sie da sind. Ich werd's schon so einteilen, daß Ihre neue Würde nicht zu sehr in den Vordergrund tritt!“



Sächsische Schweiz. Wehlen a. d. Elbe.

Phot. Oscar Kurasch, Dresden N.

„Sagen Sie ihnen ruhig, daß ich mich um den Titel bemühe!“ betonte er.

Niemand sollte an seiner Lebemannsart zweifeln. Alle sollten es wissen — auch Isabella Miarotti.

XV.

Der Vater Miarotti hatte allerdings keine Ahnung, wie tief in Isabella die Reigung für Petro sah. Die Mutter und die Tochter hatten es ihm wohl geheim gehalten, schon um seinen Zorn nicht heraufzubeschwören. Sie hatten ihm nur erzählt, daß sie durch die Prinzessin Wetterstein mit dem Prinzen bekannt geworden seien und daß er sich sehr charmant gegen sie benommen. Es war klar, daß sie ihn daraufhin baten, das Leben des jungen Herzogs zu schützen.

Die Mutter freilich hatte bald schon nach dem Rennen in Baden-Baden gemerkt, wie es um ihre sonst so lähle und heitere Tochter stand. Hätten sie nicht die Tränen auf der Heimfahrt von Iffezheim überzeugt, so würde der Schrecken Isabellas, als Prinz Petro plötzlich telegraphisch abgerufen wurde, es ihr verraten haben.

Seit jener Stunde war das sonst so lustige Mädchen ganz verändert. Wie stark sah sie den anderen gegenüber — stumm ging sie nach Hause — nur durch die Tür hatte die Mutter dann des Nachts ihre einzige Tochter leise weinen hören — weinen vor Sehnsucht und Kummer über ihn. Freilich, hundertmal hatte sich Isabella in dieser Nacht gesagt, daß er sie liebe, daß er ihr's während des Feuerwerks zugeflüstert, — aber sie hatte auch mit dem scharfen Blick der Liebenden bemerkt, wie ihn das Telegramm aus allen Wolken riß, — wie alles, auch sie, jäh für ihn zurücktrat und nur die Gedanken an die allgewaltige Großmutter und an Sorfona ihn beherrschten.

Wenn er jetzt wirklich da hinabginge, — wenn er Herzog wurde — was war dann? Und wenn er verlor, — dann würden sie ihn gefangen nehmen, hinrichten vielleicht — ihn, der ihr das Liebste auf Erden war.

Von der Prinzessin suchte sie möglichst alles am nächsten Tage zu erfahren. — Aber auch die neuen Nachrichten konnten sie nicht beruhigen.

Sie wollte an den Vater telegraphieren, für Petro einzutreten, selbst auf die Gefahr hin, daß er ihr als Sieger erst recht entchwände — um ihn zu Ehren zu bringen, um ihn groß zu sehen. — Dann hätte sie leichter darauf verzichtet. Aber gleich fiel ihr wieder ein, daß sie damit indirekt Verrat übte, seine Feinde von seiner Reise in Kenntnis setzte, und darum schwieg sie erst recht; ihre Erregung steigerte sich, — sie ging kaum mehr aus, trotz dem gütigen Zureden der Mutter.

Sie ließ sich alle in- und ausländischen Zeitungen kommen, die in dem Hotel auflogen — während die anderen zum Rennen fuhrten, blieb sie in Baden-Baden. Heimlich, verstoßen ging sie in die Stadt, und endlich nach einigen Tagen las sie es auf den angeschlagenen Depeschen: daß in Sorfona Kampf und Krieg ausgebrochen sei. Sie dachte zuerst kaum an den Vater, — nur an den Prinzen. An einen Freund ihres Vaters in Tortosa gab sie ein Telegramm auf für Herrn Miarotti, weil sie gelesen, daß alle telegraphischen Verbindungen nach Sorfona zerstört seien, und bat ihn, die Nachricht an den Vater kommen zu lassen, durch Boten, durch Autos, — auf ihre Kosten, — um jeden Preis.

Ein wenig erleichtert fühlte sie sich doch, als die Bitte, Prinz Petros Leben zu schützen, abgegeben war. Aber die Erleichterung hielt bei ihr nicht lange an. Alle möglichen Zweifel und Sorgen stiegen auf. Sie schlief die Nacht über kaum, und als sie vor Ermüdung endlich für Augenblicke einschlummerte, quälten sie schwere Träume. Sie sah Prinz Petro tot, sie sah ihn verfolgt.

Erstreckt, entsezt erwachte sie — zog sich an — ging ohne Frühstück in den Ort, suchte nach neuen Telegrammen — noch waren keine angeschlagen. Sie durchblätterte alle Zeitungen nach Berichten, endlich in einem französischen Blatt fand sie etwas Ausführlicheres darüber. Aber das waren nur Schilderungen vom Einzug Petros — sie jubelte — sie war für Augenblicke jelig. Es war ja natürlich, er mußte siegen, das Recht stand ja auch auf seiner Seite. Das war ihr jetzt völlig klar. Ueber die häßlichen Bemerkungen, daß das Prinzelein ein bekannter Lebemann in Deutschland gewesen sei, las sie hinweg. Was wußten die in Paris, sie, sie kannte ihn, hatte ihn in einer Stunde ganz kennen gelernt.

Ganze Romane tauchten in den den nächsten Tagen in den Blättern über ihn auf. Seine Liebe zu Hannah Scherb wurde mit übertriebenen Farben geschildert, und nun wurde sie doch wieder kleinlaut, zweifelte an ihm, bat es ihm in Gedanken wieder ab.

Aber dennoch wurde sie diese quälenden Gedanken nicht los. Sie fragte Prinzessin Gita darüber aus, — wollte endlich Gewißheit haben, was an all' dem Gerede und Geschreibsel Wahres sei.

Die lachte sie aus, beruhigte sie.

„Petro ist der beste und unschuldigste Junge von der Welt. Aus der kleinen Liebchaft darf man ihm doch keinen Vorwurf machen, die hat der dumme de Rossi nur so aufgebauscht und die gute, alte Großmutter hat sie schließlich für ihre Zwecke benützt!“

Sie wurde ruhiger trotz aller Ungewißheit.

Dann kam die Nachricht vom Tode der alten Herzogin, rief die Wettersteins weg von ihrer Seite, — sie mußten nach Wien zum Begräbnis.

Aber der Tod von Petros Großmutter stimmte sie fast freudig. Nun war er ein reicher Mann, nun war er die Abhängigkeit los, die ihn fast zu allem zwang, denn die alte Frau hätte nur zwischen ihnen gestanden. —

Die Ungewißheit über den Ausgang des Kampfes trieb sie wieder fort, — trieb sie zu den Zeitungskiosken. Die Mutter war entsetzt über ihre Unruhe, klagte und schalt und bangte und zitterte doch mit ihr.

Die Truppen haben Sorfona besetzt, — der Herzog ist geflohen!

So las sie bald darauf. Gottlob — Gott sei Dank, geflohen — entkommen!

Noch zitterte sie am ganzen Körper vor Erregung, aber es war doch endlich eine Lösung, ein Schluß. — Bald darauf traf auch ein Telegramm des Vaters ein, der diese Nachricht lakonisch bestätigte.

„Der gute, liebe Papa!“ rief Isabella, — „sicher hat er unsere Bitte erfüllt!“ Erst Tage später kam ein ausführlicher, etwas humoristischer Brief über den Prinzen und seine Flucht.

Aber auch der brachte ihr neue Pein: Prinz Petro war verwundet worden.

Und die Freude wich wieder und machte dem Kummer Platz.

Man mußte ihn pflegen. Aber wo war er? Niemand wußte es. Er hielt sich irgendwo verborgen. . .

Der Winter war mittlerweile ins Land gezogen, sie waren nach Sorfona zurückgekehrt. Immer wieder hatte der Vater ihr von Petros glücklicher Flucht erzählen müssen, immer wieder war sie nicht müde, die Zerstörungen anzusehen, die die Kämpfe am Plage angerichtet. Und ihr Prinz wuchs ihr jetzt zum Helden — sie sammelte alle Einzelheiten über den Kampf, die sie erfahren konnte, — sie begte und pflegte jede Erinnerung an ihn und hoffte, hoffte auf die Zukunft.

Nicht einmal von Prinzessin Gita konnte sie seinen jetzigen Aufenthalt erfahren. Die schrieb ihr, daß sie ihn selbst nicht wisse. Gita wollte den Bruder nicht verraten, schon damit nicht durch die Unvernunft Isabellas sein Aufenthalt in Sorfona bekannt würde.

Isabella fragte nochmals bei Gita an und erfuhr dann etwas mehr über ihn. Nun wußte die Schwester plötzlich von seinen Stimmungen zu berichten, daß er sehr traurig und unglücklich, ganz weltfremd wäre, daß sie aber hoffte, es würde sich das alles heben, wenn er seinen jetzigen Aufenthalt — der nur den Eltern bekannt sei — verlassen werde.

Die Damen Miarotti hielten es natürlich nicht lange in Sorfona aus. Man hatte St. Moritz als vorläufigen Winteraufenthalt gewählt und war bald nach Weihnachten dorthin abgereist.

Isabella hatte sich so weit beruhigt, daß sie sich vorgegeben mmen,geduldig zu warten. Tapfer versuchte sie, sich in St. Moritz dem Wintersport hinzugeben, — tapfer rodelte sie, — lief Eis und war dabei doch wie geistesabweisend.

Ihr war als hätte sie ein Stück des eigenen Ich's verloren, — als weile das irgendwo ferne, — tagtäglich wartete sie auf ein Wunder, auf das natürlichste Wunder, das sie sich denken konnte, von dem sie hundertmal bei Tag und Nacht geträumt, daß Petro eines schönen Tages hier plötzlich vor ihr stehen würde. Er mußte doch kommen, ihr starkes, heimliches Sehnen mußte doch über Meere weg zu ihm eilen, ihn holen, bringen, ihn erfassen.

Aber ihr Traum erfüllte sich nicht.

Eines Tages kam eine Karte Gitas, lustig und kurz, auf der neben anderem stand: „Petro ist übrigens wieder in die Welt zurückgekehrt. Er macht jetzt als richtiger Lebeprinz Nizza unsicher!“

Ihr Herz frohlockte, sie flehte die Mutter an, sogleich hinzureisen, aber die meinte, man könne doch dem Prinzen nicht nachfahren, schon weil Papa dort wäre, und Papa erwarte sie erst in einigen Wochen.

Aber die Tochter drängte, bettelte und bat. Da kam von Papa der Brief, in dem er auch erwähnte, daß er Prinz Petro hier getroffen, daß er sich glänzend zu amüsieren schien und überall, wo es lustig herginge, zu finden wäre. „Er ist hier der Held des Tages und der Demimonde, der Lebeprinz!“

Da war die Bitte, rasch nach Nizza zu eilen, in Isabella auf einmal verstummt. Sie schüttelte nur den Kopf — das konnte doch nicht sein. Monate und Monate wartete sie auf eine Nachricht über ihn, Monate sehnste sie sich nach ihm — und nun mußte sie hören, daß er, nachdem er den Titel eines Herzogs von Sorfona sich nicht erungen, den eines Lebeprinzen sich zu befestigen suchte.

Aus ihren Träumen und Plänen war sie in die reale Wirklichkeit versetzt, ihr Stolz, ihr längst vergessener Stolz bäumte sich auf — vergessen, ausgelöscht, die Liebe in ihrem Herzen tilgen — Tapfer gab sie sich ganz dem Sportleben hin, ließ sich die Cour schneiden — und war sich dabei selbst zuwider.

Sie kämpfte mit allen Kräften, ehrlich und stark, und konnte ihrer Gefühle doch nicht Herr werden.

Das Wort Nizza kam nicht über ihre Lippen, und wenn es die Mama aussprach, schüttelte es sie. Und doch, sie mußten hin, schon Papas wegen. Sie sträubte sich, sträubte sich trotz der Bitten der Mutter. Schließlich nach einer durchwachten Nacht, war auch sie zu dem Entschluß gekommen, hinzufahren. Sie mußte Gewißheit haben, — Wahrheit — Wahrheit — war Heilung für sie. Sehen mußte sie ihn, um es glauben zu können: um dann geheilt zu sein von dieser Liebe, sehen, um ihn verachten zu können.

So fuhren sie in den nächsten Tagen nach Nizza.

Der Papa hatte sie am Bahnhof abgeholt, er fand Isabella ein bißchen spitz.

„Das macht der Sport!“ sagte sie nervös. „Uebrigens bin ich doch ganz braun von der Schneelust!“

„Ja, ja, Kind. Ich weiß, Du kommst vom kältesten Winter, ob Dir da die Riviera gut tun wird!“

„Besser, als umgekehrt, Papa!“

Sie fuhren zu ihrem Hotel. Plötzlich fiel es Herrn Miarotti ein. „Ja, richtig, Kinder, das hab' ich Euch ja noch zu schreiben vergessen. In den letzten Tagen hat unser großmächtiger Herzog wieder einmal die hohe Gnade gehabt, mit mir den Abend zu verbringen. Ganz geheilt ist er ja noch nicht!“

„Ist sein Arm nicht gut?“ fragte Isabella hastig.

„Den Arm meine ich nicht. Nein, da oben im Kopf sitzt mir zuviel Trost. Er möchte durchaus was sein. Er spielt sich als großen Lebemann auf, führt mit zwei Mädchen — — —!“

„Aber Papa, das interessiert uns wirklich nicht!“ rief Isabella dazwischen. Sie nahm alle Kraft zusammen. Sie wollte nichts hören.

„Dann verzicht. Wenn man so viel allein ist, gewöhnt man sich an, nicht allzu fein zu sein, wenn man mal was erzählen soll!“

Frau Miarotti sah ihren Mann scharf an. „Du bist doch mit ihm nicht herumgezogen, hast den jungen Prinzen noch zu allerhand verführt!“

„Natürlich bin ich's. Aber verführt, — liebe Mutter, verführt hat er mich!“

„Könnt Ihr nichts Besseres finden, um Euch zu unterhalten. Ich mag von dem Prinzen wirklich nichts wissen!“ sagte Isabella schroff.

„Gut, gut, ich schweige schon!“ meinte der Vater gemächlich.

In den nächsten Tagen schien es Mama Miarotti, als wäre ihre Tochter wirklich vernünftig geworden. Der Name des Prinzen wurde kaum erwähnt. Isabella war fleißig beim Tennisspiel, auf der Promenade zu sehen. Immer war sie von jungen Mädchen und Herren umgeben, sie lachte sogar wieder.

Ja, sie lachte, ganz mühsam hatte sie es wieder gelernt. Freilich so hell wie früher klang es nicht.

Die Mutter war viel in ihrer Nähe, schien sie fast zu beobachten, sie prüfte alle die Courmacher daraufhin, ob keiner dabei wäre, der als Mann für Isabella in Betracht käme.

Sie hatte auch eine ernste Unterredung mit ihrem Mann, die darauf hinauslief, daß sie es für gut fände, Isabella endlich zu verheiraten.

„Das wird doch nicht so schwer sein, das Mädchen ist schön und hat reiche Eltern“, scherzte Herr Miarotti. „Aber jeden möchte ich doch nicht als Schwiegersohn!“

„Gewiß, gewiß. Aber das Mädel macht mir Kummer. Sie trägt eine heimliche Liebe zu diesem Nichts-nuß von Prinzen im Herzen!“

„Das bildest Du Dir ein, liebe Frau! Sie schwärmte einmal von ihm. Aber jetzt merke ich wirklich nichts mehr davon!“

„Doch, doch!“ Aber dann schwieg Frau Miarotti, sie hielt es nicht für angebracht, ihrem Manne mehr zu ver-raten.

„Sie ist ein junges, modernes Ding. Hat ruhiges Blut und ein kühles Herz, liebe Frau. Wozu wollen wir ihr also irgend einen aufnötigen, der weder ihr, noch uns paßt!“

Und doch drang Frau Miarotti in ihren Mann, daß er sich um einen richtigen Bewerber für Isabella umsehen sollte. Einige Tage später sagte er einmal unvermittelt zu seiner Tochter:

„Isabella, wann bringst Du mir eigentlich einen Schwiegersohn? Die Mama und ich möchten Dich gerne glücklich verheiratet sehen!“

„O, ich bin auch so glücklich!“

„Gewiß, Kind, — aber Du willst doch auch einmal heiraten!“

„Ich denk' gar nicht daran!“

„Es gibt doch nette junge Männer genug!“

„Entweder sie sind Lumpen, oder sie sind Dumm-köpfe!“

Nun lachte der Vater herzlich.

„Ja, Ja, Du teilst die Herrenwelt in zwei extreme Lager!“

Da wurde sie plötzlich ernst.

„Laßt mich doch, — drängt Euch nicht so in mein Inneres. Laßt mich in Frieden!“ Dann wurde sie weich. „Ich will bei Euch bleiben. Ihr verzeiht, Ihr meint es ja gut mit mir. — Ich — kann — wirklich — keinen — gern haben!“

„Aber Kind, es zwingt Dich ja auch niemand dazu. Wir wollen ja nur Dein Glück!“

Da beruhigte sie sich, war zärtlich zu ihrem Vater, rief sich dann jäh los und stürmte hinaus. Nein, er sollte nichts von dem gräßlichen Seelenzustand ahnen, in dem sie sich befand.

Derselbe blonde Prinz, der ihr vor einigen Monaten heiße, süße, betörende Worte zugeflüstert, — ging heute mit anderen, — mit Grisetten. Ja, — sie hatte ihn selbst gesehen, — mitten auf der Promenade. Arm in Arm mit jenen. — einen Augenblick hatten sich ihre Blicke getroffen, dann hatte er wie absichtlich weggeschaut. — Nicht einmal gegrüßt hatte er sie.

Es mochte Verlegenheit, Schuldgefühle sein gewesen sein. Nicht — einmal — gegrüßt — hat — er sie!

Daß er selbst jäh erschrocken war, daß er von der Minute an mißmutig und übelgelaunt seinen Kerger an den zwei Kleinen an seiner Seite ausgelassen hatte, das ahnte sie freilich nicht.

(Fortsetzung folgt.)



Für Reit- und Fahrport,
für Rasen- und Luftsport,

für Wasser- und Eissport,
für Bergsport etc. etc.

25jährig erprobt und bewährt
als leistungsfähig, haltbar, absolut zuverlässig:

„Agfa“-Photomaterial

„Agfa“-Platten: Extrarapid, Special, Isolar,

„Agfa“-Filmpacks (Patentiert)

„Agfa“-Entwickler u. -Hilfsmittel

„Agfa“-Belichtungstabellen.

Fordern Sie zur Information in unterhaltender Form

GRATIS „Agfa“-Prospekte } reich
„Agfa“-Broschüren } illustriert

durch Photohändler oder durch die „Agfa“:

ACTION-GESELLSCHAFT FÜR ANILINFABRIKATION, BERLIN SO. 36.



Bezug nur durch Photohändler



Photothek, Berlin.

Wir sind bereit.



Phot. Senneke, Berlin.

Der Kronprinz (●) wird unter den Linden begrüßt.



Phot. G. Werninghosen, Berlin-Grödenau.

Die serbischen Frauen

lernen schießen.



Phot. Berliner Ill.-Bl.

Oesterreichische Offizierspatrouille.



Phot. Berliner Ill.-Bl.

Oesterreichische Kavallerie.



Die Kundgebungen vor dem Berliner Schloß, von dem herab der Kaiser (X) eine Ansprache hielt.

Witzthum, Berlin.



Verkündung des Kriegszustandes in Berlin durch Militär.

Phot. Berliner Unterwelt. Berlin.

Frau Elisas Jugendfreund.

Von Elisabeth Rumpfskierna-Wenker.

Genehmigte Uebersetzung aus dem Schwedischen von Hhea Sternberg.

„Du siehst ganz so aus wie Deine Mutter in ihrer Jugend,“ sagte die alte Tante Selma zu Hedwig Vage, die in dem behaglichen, sonnigen Wohnzimmer stand, zum Spaziergang bereit. Hedwig lächelte erfreut und nickte der Mutter zu. Ein größeres Lob konnte man ihr nicht spenden, aber sie glaubte nicht so unbedingt an die schmeichelhaften Worte. Ihre Mutter war sicherlich viel, viel schöner gewesen. Und Tante Selma sah auch nicht ihre Runzeln um die Augen und den Mund, noch ihre weißen Fäden in den dunklen Haaren. Aus weiter Entfernung und von schwachen Augen konnte Hedwig noch jung genannt werden. Sie wußte das, betrauerte es aber nicht wie etwas Verlorenes. Ihren eigenen, selbständigen Gefühlseinsatz hatte sie auf die Mutter konzentriert. Selbst ihre tiefe, ein wenig sentimentale Auffassung von Liebe war ein Abglanz der Glücksträume ihrer Mutter.

Nun sagte sie den beiden Alten Lebewohl, küßte die Mutter mit zärtlicher Lebhaftigkeit auf Wange und Hand und bat die Tante, hierzubleiben, bis sie zurückkäme. Es würde nicht lange dauern.

Als Hedwig die breite weiße Treppe mit den roten Läusern hinabging, dachte sie befriedigt an Tante Selmas Worte. Gerade heute wollte sie besonders gern ihrer Mutter ähnlich sein. Die Straße hinauf, ihrem Ziele entgegen ging sie mit raschen, elastischen Schritten und der leichten, eleganten Haltung derjenigen, deren Rücken niemals von ökonomischen Lasten beschwert noch von scheuer Demütigung gebeugt worden ist.

Konul Vage war für die arme Elisa Strandmann eine glänzende Partie gewesen, und als er sie nach mehrjähriger Ehe als Witwe zurückließ, war ihre und ihres Kindes Zukunft vollkommen gesichert. Seitdem waren Jahrzehnte vergangen, und vor der Außenwelt sah es aus, als ob die Frau Konul und ihre Tochter sich noch immer in einem stillen, milden Glücke sonnten. Hedwig ging sehr viel in Gesellschaften, und sie wurde gefeiert, obgleich ihr Genre nicht mehr modern war. Ihre großen, schwärmerischen Augen, die vor Rührung feucht werden konnten, wenn sie eine Romanze hörte oder ein Kunstwerk von elegischem Stil sah, blieben ruhig und freundlich, wenn sie die Blicke der jungen Männer erwiderte. Sie sprach wenig und war stets still und träumerisch.

Intime Freundinnen besaß Hedwig nicht. Sie würde ihnen auch nichts anzuvertrauen haben. Sie teilte alles mit der Mutter — Gefühle, Eindrücke und Gedanken. Das Leben der beiden Frauen hatte einen tiefen, doch unsichtbaren Inhalt, und dieser erfüllte sie mit einer Intensität, die die Mitmenschen von dem Aera ihres Daseins fortdrängte.

Frau Vage hatte ihre Tochter nicht mit hineinziehen wollen; sie hatte gewünscht, daß sie zu vollem Glück gelange. Doch als die Jahre vergingen und sie nie mit der Vollkraft kam, sie müsse nun „ihm“ folgen, „dem Einzigen“, da war es ganz natürlich, daß Frau Elisa dankbar das Herz annahm, das bei ihr bleiben wollte, und es an das ihre zog. Hedwig begriff es anfangs nicht, daß das Vertrauen, das die Mutter ihr schenkte, während sie in der Dämmerung Hand in Hand vor dem Kaminfeuer saßen, wirklich eine gähnende, ungeheilte Wunde entblößte. Sie fand, es klinge zu pathetisch, von einem vernichteten Leben zu sprechen im Zusammenhang mit einer gebrochenen Jugendverbindung. Doch allmählich drang sie behutsamer in das Innere der Mutter und schloß die Tür hinter sich, wie Frau Elisa es seit fünfundsiebzig Jahren tat.

Die Geschichte war die alltägliche für Außenstehende. Sehr jung hatte Elisa sich mit einem Manne verlobt, den zu lieben sie niemals aufhörte. Sie trennten sich aus Armut. Sein Vater machte Konkurs, als sie ein Jahr verlobt waren. Dann heiratete er reich, und da die Gelegenheit sich bot, folgte Elisa seinem Beispiel.

So hätten Fremde Hedwig die Jugendfrage ihrer Mutter erzählt. Sie selbst aber liebte die Worte, wie Flüsse gelüfter, glühender Rosen legte sie die Träume und Erinnerungen in den Schoß der Tochter, und ihr Duft füllte veräuschend die jungen Sinne. Die Welt draußen wurde klein und matt gegen diese reiche Vergangenheit. Vergilbte Briefe wurden aus den gekreuzten Zeilenbändern gelöst und überfluteten den Tisch wie bleiche Sonnenstrahlen. Die weißen Hände der Tochter nahmen still die vielen Blätter mit ihren Worten — Worten — Worten. Und ihr farbloses Gesicht errötete beim Lesen.

„Wie er Dich geliebt haben muß, Mutterchen!“

Sie zündete auch die Herzen am Flügel an, und die Mutter sang mit einer verborgenen kleinen Stimme Reizen von einst: die weichen Reizen von Liebe und Treue. Hedwig pflegte zusammengekauert in einem großen Ledersessel zu sitzen und zu lauschen, und durch das Dunkel suchte ihr leuchtender Blick die Mutter. Sie wünschte, daß sie diese wieder jung zu machen und „ihm“ ihr zuzuführen vermöchte. Eines Tages sprach sie diesen Gedanken aus, und die Mutter antwortete:

„Weißt Du, Kind, während all dieser Jahre habe ich den Wunsch genährt, meinen Jugendfreund wiederzusehen, und je älter ich werde, desto sehnlicher wird dieses Verlangen. Mein Herz ist wie ein Pilger, der nicht ruhig sterben kann, ehe er das heilige Grab gesehen hat.“

Im Sommer besuchten sie den Vag, an dem das Glück der jungen Elisa geleimt und sich entlaubt hatte. Die Arme umeinander geschlungen, gingen sie durch die hundertjährige Lindenallee, das Mondlicht flüchtete zwischen den Lindenblüten hindurch, und sie sprachen davon, wie es einst gewesen war. . . . Oder sie gingen zum Strande hinunter und sahen dieselbe Sonne über denselben milden See untergehen wie einst. Die Wellen kamen und gingen — kamen und gingen — zu träge für heißes Sehnen — zu winzig für lächnes Segeln.

Wieder war der Herbst da und mit ihm die Saison. Hedwig wurde in einen Wirbel von Einladungen hineingerissen, meist zum Mittagessen, das paßte zu ihrem Alter; doch während sie all' die Mienen in dem



Phot. Vahre-Schmidt, Köln-Kippich.

Die Hauptfiguren des neuen Brunnens in Köln.

gesehen, beweglichen Antlitz sah, das sich Gesellschaftsleben nennt, dachte sie oft an die Mutter, die daheim saß und die Erinnerung verehrte wie die sorgsam genährte Flamme einer Ewigkeitslampe.

Doch schließlich war auch in Hedwig ein stärkeres Interesse für einen Mann erwacht. Er begegnete ihr unvorbereitet auf ihrem Wege, und sie sprachen so lebhafte miteinander, daß ihre beiden Stimmen zu einer wurden. Vielleicht trug gerade dieses ihr eigenes Interesse mehr als alles andere dazu bei, daß sie nun heute hier so glaubenshaft und begeistert ging. Vor einem großen Gebäude mit Arabatiden über dem Tor und vielen glänzenden Fensterreihen blieb sie stehen. Hier wohnte er — der Geliebte ihrer Mutter. Er war einfar geworden, er sowohl wie sie; seine Frau war gestorben, seine Kinder waren schon lange aus dem Hause.

Hedwig eilte die vielen Treppen hinauf und sah während der ganzen Zeit einen stattlichen, schlanken Mann vor sich, mit Augen, die sowohl bitten wie befehlen konnten. Er würde ihr dafür danken, daß sie kam, und schon am nächsten Tage würde die Mutter ihre feine, weisse Hand in die seine legen können und von dem flüstern, was keines von beiden vergessen hatte.

Wie schön die beiden Alten in den Schatten des Lebens eintreten würden, den Groll gegen das vergangene Leben würden sie nicht mehr fühlen.

Eine stillliche Haushälterin öffnete ihr die Tür.

„Empfangt Herr Major Werner?“

Nie in ihrem Leben ist Hedwig so genau geprüft worden, und als sie endlich gnädig in einen prachtvollen, schweren, unheimlich kalten Salon gelassen wurde, fühlte sie sich unsicher, wie verirrt.

Schleppende Pantoffeln und müde Schritte kündeten ihr das Nahen des Majors. Hedwigs Herz klopfte laut und unruhig. Wenn ich ihn doch nicht zu sehen

brauchte, dachte sie plötzlich. Wieviel von ihrem lichten, schönen Lebensglauben abfallen würde, wenn er dem Ideal nicht entsprach, zu dem die Mutter ihn gemacht hatte.

Groß und mager war er, hatte ein graues Gesicht und trug einen grauen Schlafrock. Die Troddeln hingen heimatlos um seine dünnen Beine. Die Stirn war kahl, ein zu bedand gewordenes Gedankenfeld. Der Mund hatte jenen argwöhnischen, listigen Zug bekommen, der die Tauben kennzeichnet, und die Augen — die Augen! . . . Wie würde sie mit ihm reden können?

Er verbeugte sich ritterlich.

„Mein Name ist Hedwig Vage.“ Sie mußte es leiser wiederholen, und bald begriff sie, daß sie die Worte fast schreien mußte, die stets grotesk werden, wenn sie sich über den Flüsterton erheben.

„Es freut mich, Ihre Bekanntschaft zu machen, mein Fräulein.“ Vorsichtig schloß er alle Türen, spähte behinter und murmelte etwas von Zugluft.

Hedwig begann von ihrer Mutter zu sprechen, und es war wirklich interessiert und fragte, ob sie „ebenso alt und hinfällig“ geworden sei wie er. Er gebe nie mehr auf, es sei denn die und da zu einem Spielchen. Als er das sagte, sah er so furchtbar aus, als verrate er eine Todsünde. Dann ging er zu den schlechten Zeiten über und wollte sich erinnern, daß Fräulein Elisa eine rasend gute Partie gemacht hätte. Er für seinen Teil war um den Reichtum geprellt worden.

Mit dem Mut der Verzweiflung ruderte Hedwig ihr weiches Traumboot zwischen all diesen grünen, schleimigen, klärrigen Gräsern hindurch und verankerte es an der Küste der schönen Erinnerungen. Sie erzählte kleine Episoden und ließ diese Frühlingsgedanken wie duftende Apfelblüten über den vertrockneten Alten fallen. Schließlich sagte er mit seiner rauhen, von einer leichten Gemütsbewegung gebrochenen Stimme:

„Ja, sie war entrückend die kleine Elisa — meine kleine Elisa. Es wäre wirklich sehr nett — hm, sehr angenehm, sie einmal wiederzusehen.“

Hedwig wußte, daß ihre Mutter Frederik Werner niemals so sehen würde, wie er war, sondern so, wie sie ihn: durch all die Jahre gesehen hatte, und deshalb konnte sie ganz ehrlich antworten, daß sie so lächeln gewöhnt sei, ihn aufzusuchen, um ihn zu bitten, daß er der Mutter die Freude seines Besuchs mache. Sie würde ihn gern durch ihren Wagen abholen lassen, wenn er einen Tag bestimmen wollte.

Doch das wagte der Major augenscheinlich nicht. Er drohen blickte er nach den Türen, während er dankte und in neidischem Ton sagte:

„Ja so, die Herrschaften haben ihren eigenen Wagen; nun, ich danke, ich.“

Nach diesem Tage wurde nicht mehr so häufig wie früher von der Jugendfrage der Mutter gesprochen. Hedwig vermochte es nicht. Es quälte sie, daß sie gezwungen war, der Mutter etwas zu verschweigen, doch wenn er nicht kam — und sie bezweifelte es —, wollte sie lieber der Mutter gar nichts von diesem unglückseligen Besuch bei dem Major erzählen, der eine gewisse Bitterkeit in ihr zurückgelassen hatte.

Die Mutter verwies ihre Erinnerungen wehmütig in das Land der Schatten, in das sie ja gehörten, und aus dem eigentlich Hedwigs junge Wärme hervorgeholt hatte. Die Tochter erzählte nun von ihren Erlebnissen und von — ihrer Liebe. Diese erschien Frau Elisa so fleisch und dürr, so fremd in ihrer friedlichen Ruhe, aber sie freute sich dennoch darüber wie über einen Verewerlicher an einem Frühlingstage.

Hedwig verlobte sich und heiratete, ohne sehr glücklich zu sein, doch blieb sie gleichmäßig ergeben, und zwei Pflegetöchter wurden zum Mittelpunkt ihres Hauses.

Die Mutter war alt geworden, und bald sollte Hedwig sie verlieren. Die Ärzte meinten, daß sie wahrscheinlich schmerzlos hinschwinden würde. Ihr Augenlicht schwand zuerst. Sie sah nur noch durch einen Nebel und konnte nur einzelne, große, stark gedruckte Worte lesen. Täglich besuchte Hedwig sie, und je schwächer der alte Körper wurde, desto deutlicher sah sie unter der gebrechlichen Hülle die Seele mit ihrer jungen Sehnsucht, den beschwingten Flug des Herzens nach dem Traumlande. Sie begannen wieder wie einst vertraulich und warm von vergangenen Zeiten zu sprechen, und Frau Elisa sagte wieder: „Ach möchte ich so gern noch einmal leben.“

Als Hedwig eines Morgens zu der Kranken kam, saß sie aufrecht in ihrem Bett, einen geöffneten Brief in der Hand. Ihre Augen glänzten feierlich, und die dünnen Finger zitterten. Sobald sie die Tochter begrüßte, sagte sie mit einer Stimme, deren hastiger, froher Tonfall dem sonstigen ganz unähnlich war:

„Ein Bote hat ihn mir gebracht. Ich habe mich so angestrengt, aber ich kann ihn nicht lesen. Ich liebe nur, daß er von Frederik ist. Hilf mir, liebe Hedwig, lies ihn mir vor — aber gleich, gleich, Kind!“

Hedwig nahm den Brief. Ihre Augen flogen über die Zeilen. Sie fürchtete, daß die Mutter grenzenlos enttäuscht sein werde. Alles, was sie in der letzten Zeit von dem alten Major gehört hatte, war, daß er seine Haushälterin geheiratet hatte. Mit zitternden, unsicheren Buchstaben hatte er den ziemlich langen Brief geschrieben. Er leitete ihn damit ein, daß er von Hed-

wigs Besuch sprach, ließ sich dann in schwülstigen Tiraden über „die unvergeßliche Elisa“ aus und schloß mit einer gewundenen Bitte um eine kleine Geldunterstützung. Er sei durch eine Ehrenschild in Bedrängnis geraten.

„Warum ließt Du nicht laut, mein Kind?“ fragte Frau Elisa ungeduldig.

„Die Schrift ist so undeutlich, liebe Mutter.“

„Du pflegst ja alle Handschriften lesen zu können.“

„Ja, aber so schwer ist mir noch nie etwas geworden,“ murmelte Hedwig. Doch die trockenen Worte, die auf dem Papier standen, durften nicht der letzte Stroh sein, den die Mutter von dem empfang, den sie stets entbehrt hatte. Die Gedanken eilten in ihrem Gehirn hin und her wie rasche Vögel, die Spreu zu einem guten, warmen Neste sammeln. Sie wählte die schönsten liebevollen Worte, die ihr einfelen, und mit einer vor Erregung zitternden Stimme las sie langsam und deutlich, furchtend, etwas zu vergessen — sie wußte ja, daß sie diesen Brief mehrmals würde lesen müssen — gerade das, was zu hören die Mutter tage- und nachtelang sich gewünscht hatte. Sie war in einer solchen Spannung, daß lauter Schweiß ihre Stirn bedeckte, und die Furcht, daß es ihr mißlingen und sie sich verraten könnte, machte sie am ganzen Körper zittern. Sie führte eine heilige Handlung aus. Sie gab einer Sterbenden die Sakramente. Von diesen gestärkt, würde sie friedlich auf den weißen Kissen ruhen. Frau Elisa lauschte mit einem hellen, dankbaren Lächeln. Sie war in das Bett zurückgesunken und hielt das Gesicht aufwärts gerichtet. Wie leuchtenden Sonnenschein empfand sie jedes Wort, das Hedwig las.

„So, also soweit fort ist er,“ sagte sie, als sie geendet hatte. „Aber er hofft, mich eines Tages besuchen

zu können, nicht wahr, so war es doch? — Und dann werden wir Hand in Hand sitzen, und unsere schwachen Stimmen werden fragen: „Weißt Du noch?“ Unsere Herzen antworten: „Ja.“ Das läßt Du — das hat er geschrieben. Laß mich den Brief behalten! Ich bin so müde — und so glücklich — so glücklich . . .“

In der Nacht starb Frau Elisa. Sie schlief ein wie ein Kind mit seinem liebsten Weihnachtsgeheim, dem Brief, an der Wange, und all die brennenden kleinen Kerzen der Erinnerung leuchteten ihr hell in das große Dunkel hinein.

Major Frederik Werner hatte soeben einen eingeschriebenen Brief erhalten. Nun zählte er vergnügt die Straffen, glatten Scheine. „Ueber alle Erwartung,“ murmelte er und fügte dann mit einem spöttischen Lächeln hinzu: „Sie scheint vollgestopfte Geldsäcke zu haben, meine liebe Elisa. Sie sitzt sicher in der Wolle! Ich dagegen — ja, man muß sein Elend mit sich schleppen.“ Er steckte die Hand nochmals in den gelben Umschlag und fand eine schmale, aristokratische Visitenkarte, auf der gedruckt stand: Frau Hedwig Grant, geb. Vager. Darunter eine einzige geschriebene Zeile: „Meine Mutter ist gestern Nacht gestorben.“

Der Major ließ die Karte fallen und starrte vor sich hin — Bald kehrte sein Interesse zu dem großen Ereignis des Tages zurück: daß er nun für einige Zeit seine eigene Kasse hatte, von der die dort draußen keinen Bind bekommen sollte. Er würde mit den Freunden Bridge spielen und es sich ein wenig behaglich machen können, ohne sich hinterher Moralpredigten auszusprechen.

Aber Kavaliar war Frederik trotz allem, und er sah ein, daß er das Gedächtnis der Verstorbenen ehren

mußte zum Dank für das freigebige Geschenk. Ja gewiß, sein Herz mahnte ihn auch daran . . . er kniff erst einen Zehntronschein — dann einen Fünfer — dann wieder einen Zehner. Bei dem Zehner mußte es bleiben. Er durfte sich nicht knauserig zeigen und er brachte es ja auch nicht — „die liebe Elisa!“ — Seine nervöse, blau geäderte Hand streichelte die Scheine.

Als Major Werner eine Stunde später ausging, hielt er sich wie ein richtig schmucker alter Militär. Die eine Hand umfaßte den Stod mit der Silbertrübe, die andere ruhte auf dem Rücken.

Langsam und feierlich trat er in eine große Blumenhandlung und verbeugte sich vor der Verkäuferin.

„Ich möchte gerne einen Kranz bestellen, einen schönen Kranz, liebes Fräulein!“

Seine trüben Augen blinzelten und tränkten. Er schneuzte sich und fuhr fort: „Ich möchte auch etwas auf das Band gedruckt haben; die Verstorbene ist eine Person, die ich seit meiner Jugend sehr lieb hatte.“

Er setzte sich leicht pfeifend in einen Korbstuhl und nahm halb in Gedanken eine Feige aus der Fruchtstiele auf dem Tisch.

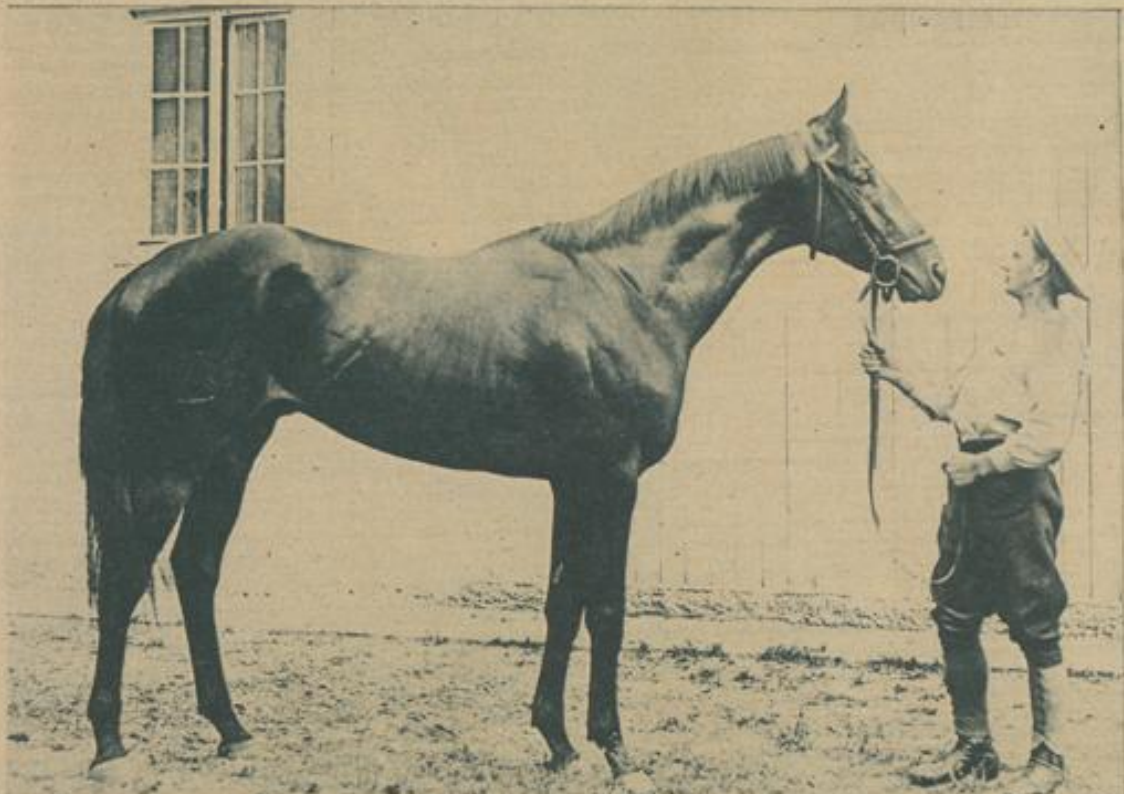
Das Fräulein mit den blonden Haarwellen und den blauen Augen sah angemessen traurig aus und schlug vor:

„Vielleicht können wir darauf setzen: Geliebt — betrauert!“

„Wie meinen Sie?“

„Ich sagte, daß man darauf setzen könnte: Geliebt — betrauert.“

„Ja — ja,“ wiederholte der Major, „das paßt, das drückt gerade das aus, was ich sagen will. Ich glaube, Sie sind Menschenkennnerin, mein junges Fräulein!“ Und er schneuzte sich wieder — nachdrücklich.



Der beste deutsche Dreijährige ist der Festino-Sohn Orello der Herren A. und C. v. Weinberg, der Sieger des Großen Preises von Berlin. Er hat in diesem 100.000 Mark-Rennen den Derby-Sieger Ariel und den Sieger des Hamburger Jubiläumspreises Dolomit leicht geschlagen und nahm so seine Revanche für den Hansapreis, den nur Ariel dadurch gewann, daß dem Weinbergischen Grad infolge der unfairen Reittweise des Jockeys Archibald der Weg versperrt wurde. Im Derby war er nicht auf dem Posten. Das Zusammentreffen von Orello mit Ariel ist stets von der Sportgemeinde mit größter Spannung verfolgt worden. Nächste dem Hansapreis und Großen Preis von Berlin war im Oktober v. J. der Preis des Winterfavoriten in Köln das interessanteste Duell der beiden Grads. Orello siegte und bewies damit, daß er der beste deutsche Zweijährige war. Sein letzter Sieg über den alten Gegner hat

gezeigt, daß Orello als Dreijähriger nichts von seinem großen Können verloren hat. Er ist ein würdiger Enkel der großen Feste und wird zweifellos einst einen Platz im Gestüt Waldried finden, den er sich jetzt schon verdient hat.

Der Rechtsanwalt im Hause.

Praktische, vorzügliche Anleitung u. Auskunft für jedermann über alle Klagesachen zur Selbstvertretung nach neuestem Verfahren durch Hubrichs praktische Rechtsbücher. Ausführl. Darstellung des Civil- u. Strafprozeß. Zahlreiche Musterklagen, Beispiele, Formulare, alle fertig zum Abschreiben. Es zeigt, wie man wirkungsvoll alle Klagen abfassen muß, faule Schuldner zur Zahlung zwingt, Warenklage, Wechselklage, Darlehensklage, Mietsklage, Streitverkündung, Beleidigungsklage, Körperverletzung, Unterschlagung, Diebstahl, Jagdvergehen, Hypothekenklage, Zwangsvollstreckung, Alimentenklage, Offenbarungseid, Armenklage u. viele andere; ferner das neueste „Bürgerliche Gesetzbuch“ mit ausführlichem Sachregister u. „Das Strafgesetzbuch.“ Preis alle Teile zusammen nur 2.50 Mk. Versand p. Nachn. Nur z. beziehen v. A. Hubrich, Verlag, Berlin-Südende 838.

Louis Krause,

Leipzig - Gohlis 24.
Spezialfabrik moderner Selbstfahrer
und Kranken - Fahrstühle aller Art.

Erstklassige
Ausführung.
Nied. Preise.

Katalog an Interessenten gratis u. fr.

Sommersprossen

entfernt
nur Creme
Any in wenigen Tagen
garantiert! Machen
Sie einen letzten Ver-
such; es wird Sie
nicht reuen! frko.
M. 2.70 (Nachn. 2.95).
Gold. Medaille Lon-
don, Berlin, Paris,
1882 notat. beglaub.
Dankschreib. bes. hierf. nur die
Apotheke zum eisernen Mann, Strassburg
106, Els. Dep. in Frankfurt a. M. Engel-
Apotheke, Gr. Friedbergerstr. 46.



Hofphot. Kellner, Augsburg.
Kunstmaler Johann Sperl, einer der hervorragendsten
deutschen Landschaftsmaler, starb im 74. Lebensjahre.



Phot. Charles Teiss, Paris.
Zur Kriegsgefahr. Französischer militärischer Wachtposten
vor einem Signalapparat am Gare St. Lazare.

12 gute Aufnahmen von 1 Dutzend Platten durch

Schreys Belichtungsschieber

M. 4.—



Mißt das Licht am Ort der Aufnahme nach dem einzig richtigen Prinzip der Lichtauslösch-Photometer. Ohne Belichtungspapier, Rechner u. Uhr gibt er sofort für alle Verhältnisse und Platten sowie Objektive die richtige Belichtungszeit an.

Bezug durch alle photographisch. Handlungen oder
Ferdinand Schrey G. m. b. H., Berlin SW. 19

Tiefdruck Gummi-Walzen

in unerreichter Qualität
Liefert

Peter's Union

mitteldeutsche Gummiwalzenfabrik Louis Peter
Frankfurt a. M.

Der Tiefdruck des vorliegenden Blattes
wurde mit Peter's Union-Tiefdruck-
Walzen hergestellt.

Die Mode.

Modebrief.

Wenn die Sommerferien zur Reize gehen, wenn die goldene Freiheit der Jugend ihr Ende erreicht hat und der Schulschritt zunächst noch als Zwang erscheint, dann beginnt für die Mütter die Sorge um die Schulleidung. Rufen wir heute schon im Hochsommer mit kühlen Tagen rechnen und die Kleidung diesen anpassen, so ist dies in der zweiten Hälfte des Jahres, selbst in der schönsten Herbstzeit unbedingt notwendig, will man sich nicht überfordernder Abkühlung aussetzen.

Praktische und liebende Mütter haben ihren Kindern für die Ferienzeit, die ja die Zeit des Ungebundenseins ist, die ältesten Kleider angezogen, wenn sie auch nicht modig und nicht mehr tadellos sind. Sauber und heil, einfach und praktisch muß das Kleid des Kindes sein, das andere kommt in zweiter Reihe. Hierbei können Jungen und Mädchen nach Herzenslust toben, auch den Obstbäumen einen Besuch abstatten, ohne Furcht vor Strafe, wenn es mal ohne Miß oder Flecken nicht abgeht. Und auch die Mutter ist vor fortwährendem Nähen und Waschen bewahrt.

Einfach und praktisch muß aus gleichen Gründen die Devise der Schulleidung sein, der wir uns nun wieder zuwenden müssen. Wenn wir den Kindern, d. h. den Mädchen, auch Schürzen anziehen, um ihre Kleider vor unliebsamen Tintenflecken zu schützen, so sollten doch für die Kleider selbst waschbare Stoffe den Vorrang erhalten. Wir besitzen ja heute soviel Hilfsmittel, die uns erlauben, auch Wolle selbst zu waschen. Schwierigkeiten bereiten gewöhnlich nur die Farben, die wir natürlich dementsprechend wählen. Dunkelblau und Rot sind hier ratsam, die außerdem die kleidsamsten und modernsten Kinderfarben sind. Ein weißer Kragen aus Spitze, Mull, Leinen oder Pique, stets waschbar und darum auch immer sauber, geben selbst dem dunklen Kleid die helle Note, ohne die wir uns heute ein Kleid nicht mehr denken können.

Die Mode bevorzugt auch für die Herbstkleidung unserer heranwachsenden Jugend schlichte und einfache Linien und gleiches Material, wohl wissend, daß die Schlichtheit ihr schönster Schmuck ist. Praktisch ist aber auch die Mode, die es uns ermöglicht, zweierlei Stoffe und verschiedene Farben zu verwenden.

Man kann dadurch zwei verschiedene Kleider, denen manche Kinder gar so schnell entwachsen, zu einem neuen Kleide verarbeiten. Karos und Streifen lassen sich mit jedem einfarbigen Stoff verarbeiten, sobald dessen Grundfarbe übereinstimmt. Einfache Stoffe lassen sich in zwei verschiedenen Farben verarbeiten, wie z. B. blau und rot, hellblau und dunkelblau, grün und blau; hellgrau, weiß und schwarz passen fast zu jeder Farbe. P. Gr.

Nr. 2686. Schulleidung für Knaben von 6 bis 8 Jahren. An unserer Vorlage besteht der Anzug aus blau-weiß gemustertem Wollstoff, den wir für Herbst und Winter durch dunkelblauen Cheviot ersetzen. Das Reinkleid wird einem Bund oder einem Leibchen angenäht. Sie sind eng anliegend und reichen bis zum Knie. Die Bluse zeigt kleinen Ausschnitt, den wir für kühle Tage durch einen Kragen mit Stebfragen füllen können. Der breite Umlegekragen besteht zu Wollstoffen aus weißem Pique, zu Wollstoffen aus blauem Leinen. Den vorderen Druckknopfschluß deckt eine Leuchtschleife mit Knopfbefestigung; den unteren Rand sichert ein Gummizug. Lange Blusenärmel mit Manschettenaufschlag. Erforderliches Material: etwa 2,50 m Wollstoff, 80 cm breit, 1,50 m Wollstoff, 1,20 m breit.

Nr. 2687. Schulleidung für Mädchen von 5 bis 7 Jahren. Das Kleidchen ist apart in seiner Einfachheit. Roter, gebäumter Wollmuffelin und schwarzes Samtband ergeben das Material. Das Kleidchen kann im ganzen zugeschnitten werden; es zeigt Kimonoschnitt mit halblangen Ärmeln und Rüdenschluß. Den Halsausschnitt begrenzt ein schmales Band, das in der vorderen Mitte endigt, während ein breiteres Band sich um den Taillenschluß fortsetzt und als zweite Reihe wiederholt. Die Mitte der Taille markieren kleine Knöpfe, die des Rodes schmales Band mit Knopfbefestigung. Erforderliches Material: etwa 1,50 m Stoff, 80 cm breit.

Nr. 2688. Kleid aus zweierlei Stoff für Mädchen von 7 bis 9 Jahren. Schottisch kariert und einfarbig dunkelblauer Wollstoff bilden das Material. Einem Futterleibchen mit langer Taille ist der in Plisseealten geordnete Rodteil aus schrägem karierten Stoff angeheft. Er



Nr. 2688. Kleid aus zweierlei Stoff für Mädchen von 7-9 Jahren.

Nr. 2689. Kleid mit Faltenrod und Tunika für Mädchen von 10-12 Jahren.

reicht bis zum Taillenschluß, damit er gut verlängert werden kann. Den Ansatz deckt ein glatter Stoffteil. Die Bluse ist im Kimonoschnitt mit langen Blusenärmeln gehalten. Der untere Rand ist bauschend angenäht und wird von einem glatten Gürtel gedeckt. Den Ärmel ergänzt ein Bündchen aus kariertem Stoff, mit dem der Matrosenkragen, der Oberstoffutter erhält, harmonisiert. Bei Rüdenschluß wird der Kragen auf der rechten Hälfte angenäht und knüpft mit Druckknopf nach links über. Lange Kravatte aus schmalen schwarzen Samtband. Erforderliches Material: etwa 2 m kariert, 1,30 m glatter Stoff, 1,10 m breit.

Nr. 2689. Kleid mit Faltenrod und Tunika für Mädchen von 10 bis 12 Jahren. Je nach dem Material kann das Kleid einfacheren oder eleganteren Zwecken dienen. An der Vorlage befindet das Material in hellbraunem Wollbatist und weißem Muffelin für die Ärmel. Der Rod ist durchgehend in Plisseealten geordnet; darüber fällt eine vorn geöffnete Tunika, die oben leicht eingereicht ist. Die vorn schließende Futtertaile bekleidet feilich eingereichter Muffelin; ebensolche Ärmel mit doppelten Volants und schmalen Bündchen. Die Taillenteile sind lose mit tiefem Armloch gehalten; sie bilden vorn je eine Plisseealte, während eine Leuchtschleife den Schluß deckt. Glatter, doppelter Mull bildet den Umlegekragen, den eine große, schwarze Schleife abschließt. Faltenkordel aus Oberstoff oder gleichfarbiger Seide. Erforderliches Material: etwa 2,60 m Stoff, 1,10 m breit.

der Befestigung einen zugespitzten Sattel, dessen Mittellinie eine schmale Leuchtschleife aus Oberstoff deckt. Der Rodteil ist vorn in je drei Plisseealten geordnet; den Ansatz deckt eine Befestigung, während ein schmaler Schrägstreifen die kurzen eingefügten Ärmel begrenzt. Erforderliches Material: für Vierjährige etwa 1,40 m Leinen und 25 cm Kattun.

Nr. 2691. Kleiderschürze mit kurzer Taille für kleine Mädchen. Blauweiß gepunkteter Kattun ergab nebst etwas weiß-rot gestreiftem Befestigung das Material. Man schneidet die Schürze im ganzen mit leicht geschweiften Seitennähten. Die Taillenteile wird durch eine schmale Schräglende imitiert. Eine gleiche schmale Blende begrenzt den kleinen Umlegekragen, während eine breitere Blende in zwei Reihen das Vorderteil befestigt. Der eingereichte, lange Blusenärmel tritt in ein Bündchen aus doppeltem Stoff. Erforderliches Material: etwa 1,75 m Stoff, 80 cm breit.



Nr. 2686. Schulleidung für Knaben von 6-8 Jahren. Nr. 2687. Schulleidung für Mädchen von 5-7 Jahren.

Neue Kinderschürzen.

Die früher obligate schwarze Alpaka-Schürze, die in ihren Formen „klassisch“ erschien, hat sich in der letzten Zeit dem Wandel der Mode zu ihrem Vorteil und zum Nutzen ihrer Trägerin unterworfen. Dies gilt besonders von den Schürzen der Kleinen, die immer mehr Kleiderform erhalten. Die „Größeren“ fühlen sich heute bereits der Schürze, wenigstens in der Schule, entwachsen. An Stelle des schwarzen Alpaka, der leicht etwas Trauerartiges an sich hat, treten dunkelfarbige Wollstoffe und Satin; letzterer ist nur in guter Qualität ratsam, da der billige zu sehr knittert. Die Ausstattung besteht in Blenden und Vorderteil aus absteckender Farbe.

Nr. 2690. Schürze mit langer Taille für kleine Mädchen. Kleidsam und praktisch sind die Schürzen aus naturfarbem Leinen, zu denen als Ausstattung blauer und roter Kattun verwendet wird. An der Vorlage bildet



Nr. 2690. Schürze mit langer Taille für kleine Mädchen. Nr. 2691. Kleiderschürze mit kurzer Taille für kleine Mädchen.

Mode und Industrie.

Die großen Schwankungen im Konjunkturverlauf des Textilgewerbes, die von denen der allgemeinen wirtschaftlichen Konjunktur stark abweichen, sowie das Bestreben der verschiedensten Produktionsbranchen, dem Geschmack des Publikums sich anzupassen oder auf ihn Einfluss zu gewinnen, weisen darauf hin, daß die Entwicklung der Mode und der Geschäftsgang der Industrie in hohem Maße von einander abhängig sind. Das gilt nicht nur von der Textilindustrie, sondern auch von der Pelzwarenfabrikation, der Schuh- und Lederindustrie, der Verarbeitung edler und unedler Metalle zu Schmuckgegenständen, der Möbelfabrikation und verschiedenen anderen Produktionszweigen. Die Mode selbst entwickelt sich wiederum nicht unbeeinflusst von dem Wechsel der Jahreszeiten. Das wirkt auf die Produktion in der Weise zurück, daß z. B. im Winter infolge der zahlreichen gesellschaftlichen Veranstaltungen *Seide* in viel größeren Mengen gefragt und angefertigt wird als in der warmen Jahreszeit. Dazu kommt, daß das Verlangen des Publikums nach immer neuen Formen der Kleidung die Nachfrage nach den Produkten der einzelnen Branchen der Bekleidungsindustrie ganz verschieden lenkt. So hatte die *Tüll-Industrie* im letzten Geschäftsjahr schlechte Resultate aufzuweisen, während in neuester Zeit ein nicht unbedeutender Aufschwung, der lediglich durch den Wechsel der Mode bedingt ist, eintrat. Da in der letzten Zeit der *Samt* zu den Stoffarten gehörte, die von der Damenmode bevorzugt wurden, ging es den Fabriken dieser Branche recht gut. Bemerkenswert ist hier auch die Tatsache, daß die Qualität der Damenschuhe und Strümpfe, die jeweils ge-



Neue moderne Handtasche.

Phot. Mullin. Paris.

fragt werden, sehr stark davon abhängt, ob die Mode für Damen kürzere oder lange Kleider vorschreibt. Mit dem Aufkommen der Herrenhalbschuhe stieg auch die Nachfrage nach Seidenstrümpfen in hohem Maße. Die diesjährige *Pelzmode* wendet sich besonders den neuerdings mit höchster technischer Vollkommenheit angefertigten Imitationen teurer Kürschnerwaren zu. Sollte diese Neigung des Publikums, die sich überraschend stark fühlbar gemacht hat, länger anhalten, so dürfte dies für den Rauchwarenhandel von größter Bedeutung sein. All diese Veränderungen im Geschmack des Publikums wirken natürlich auf die Produktion, die sich ja den Bedürfnissen der Abnehmer anpassen muß, sehr stark ein. Die Gegenwirkung, die Beeinflussung des Geschmacks durch die Produzenten, läßt sich seltener nachweisen. Als der Balkankrieg die Ausfuhr der deutschen Rattunwaren nach den Balkanländern lahmlegte, warfen die deutschen Rattunfabriken eine große Menge dieser Waren zu Schleuderpreisen auf den Inlandsmarkt. Die Folge davon war, daß diese bunten Muster Anklang fanden und nun auch für die anderen Zweige des Textilgewerbes in Anwendung kamen. So entstand die sog. *Balkanmode*. Männer, wie der bekannte *Poirer*, distillieren tatsächlich einem großen Teil des kaufkräftigen Publikums die Form, die Qualität und Art des Materials, das sie zu ihrer Kleidung verwenden sollen. Auch in der Möbelfabrikation läßt sich der Einfluss der Großproduzenten, die von Kunstlern unterstützt werden, nicht verkennen. Daß einzelne Gewerbe, die besonders stark dem Wechsel der Mode ausgesetzt sind, in ihrem Geschäftsgang häufig von der Modepolitik solcher „Geschmacksbildner“ abhängig sind, hat natürlich eine besonders große Überlegenheit der leistungsfähigeren Unternehmungen zur Folge.

× × ×



Spätsommerkostüm.



Übergangsrobe.

Phot. Mullin. Paris.

Schach.

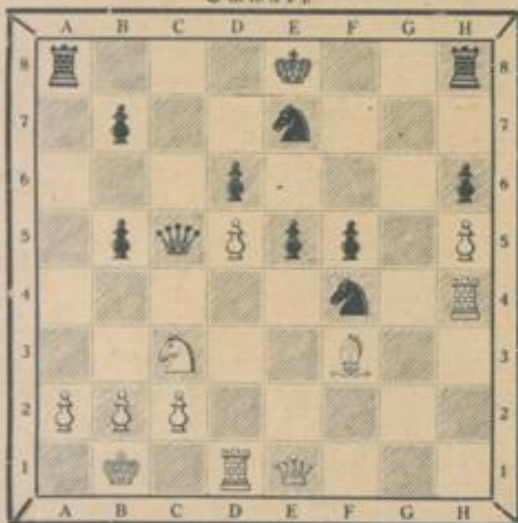
Bearbeitet von J. Riese.

Alle auf diese Rubrik bezüglichen Zuschriften wolle man an die Schachredaktion des „Illustrierten Blattes“ richten.

Die nachstehende interessante Partie wurde im Meisterturnier in Mannheim am 24. Juli gespielt.

Ungarische Eröffnung.

Nichin. **Schwarz.**
Weiß. **Schwarz.**
 1. e2-e4 e7-e5
 2. Sg1-f3 Sg8-c6
 3. Lf1-c4 Lf8-e7
 Schwarz bekommt bei dieser Eröffnung ein etwas gedrücktes Spiel, aber direkt zu widerlegen ist sie nicht.
 4. d2-d4 d7-d6
 5. Sb1-c3 Le8-g4
 6. h2-h3 Lg4-f3
 7. Dd1-f3 Sg8-f6
 8. d4-d5 Sc6-b8
 Auf 8. ... Sd4 folgt Dd1-nebt Le3.
 9. Le1-e3 Sb8-d7
 10. g2-g4 Sd7-f8
 11. h3-h4 Dd8-d7
 12. Le2-b5! c7-e6
 13. Lb5-e2 Le7-d8
 14. g4-g5! Das gibt dem Gegner Gelegenheit zu einer schönen Opferkombination. Der richtige Zug ist hier Tg8.
 14. ... Sf6-g8
 15. 0-0-0 Ld8-b6
 Stellung der Partie nach dem 24. Zuge von Schwarz.
Schwarz.



25. e1h.

30. Th4-f4! e5-f4
 31. De1-e6 Ke8-d8
 hätte Schwarz ... Tg8 gezogen, so wäre die ganze Kombination nicht möglich gewesen, weil dann jetzt Tg8-g1 geschieden würde.
 32. Se3-b5!
 Sehr elegant gespielt.
 32. ... De5-b5
 33. De6-d6+ Db5-d7
 34. Dd6-f6 Th8-h7
 35. d5-d6 Kd8-e8
 36. Td1-e1 Ta8-a6
 37. Df6-g6+ Th7-f7
 38. Lf3-d5 Ta6-d6
 39. Dg6-f7+ Ke8-d8
 40. Df7-f8+ Dd7-e8
 41. Df8-e8+ Kd8-e8
 42. Ld5-b7 Ke8-f7
 43. a2-a4 Se7-d5
 Das Endspiel ist natürlich für Weiß mit Leichtigkeit gewonnen.
 44. Lb7-d5+ Td6-d5
 45. b2-b4 f4-f3
 46. a4-a5 Td5-d4
 47. c2-c3 f3-f2
 48. Te1-f1 Td4-d2
 49. a5-a6 Kf7-e6
 Falls 49. ... Te2, so 50. Tf2: nebt a6-a7.
 50. b4-b6 f5-f4
 51. Tf1-f2 Schwarz gibt auf.

Ein Kochherd als Denkmal.



Phot. Kohnstein u. Giese, Berlin.

Der Verfasserin des weitverbreiteten praktischen Kochbuchs Henriette Davidis ist in ihrem Geburtsort Wengern an der Ruhr ein ganz eigenartiges Denkmal gesetzt worden. Das alte Pfarr-Witwenhaus, das die Autorin mit ihrer Mutter nach dem Tode des Pfarrers Ernst Heinrich Davidis längere Zeit bewohnte, mußte durch den Bau der neuen Eisenbahnlinie Witten-Barmen niedergedrückt werden. Die Bahnverwaltung hat nun den Kamin aus dem alten Hause, an dem Henriette Davidis ihre vielen Kochrezepte ausgedacht und ausprobiert hat, in eine der beiden Sandsteinmauern, die den Eingang zu der Unterführung bilden, eingebaut. Es ist dies wohl eines der eigenartigsten Denkmäler, die je gesetzt worden sind.

Haus und Küche.

Stachelbeeren in Zucker. Unreife Stachelbeeren werden von Stielen und Blüten befreit und solange mit etwas frischem roh feingebadenen Spinat in heißes Wasser gelegt, bis sie auf die Oberfläche steigen und weich sind, ohne zu platzen. Dann kocht man auf ein halb Kilo Frucht ein halb Kilo Zucker mit Wasser auf. Schäumt ihn aus und gießt ihn über die Stachelbeeren, die man auf dem Sieb hat rein abtropfen lassen und in eine Büchse gelegt hat. Am 2. Tage gießt man den Zucker wieder ab von den Stachelbeeren, kocht ihn nochmals auf, dann wird er kalt über die Stachelbeeren gegossen. Dies Verfahren wird dreimal wiederholt. Nach dem Erkalten füllt man sie in Gläser, verbindet sie mit Pergamentpapier und stellt sie in den Einnachschrank.

Nachbad. verboten.

Köstelsprung.

•	weiter	so	grüße	hin	auf	•
erstam	und	wol	durch	hin	bers	hoch
so	buket	ge	ich	bergen	und	wie
steht	zu	too	ken	schön	nich	innig
und	mir	auf	e	weiter	was	welt
•	trägt	hinn	klingt	der	was	•

Umstellung.

Reise, Strom, Oberhof, Krönung, Wanderer, Bierbrauer, Seatenland, Sommernacht, Singstimmte, Vorträchten, Sonnenlicht. Die Wörter sind derartig untereinander zu stellen, daß die Diagonale von links oben nach rechts unten ein Lustspiel von Penubir nennt.

Scherz-Rebus.



Füllrätsel.

Die Punkte sind derartig durch Buchstaben zu ersetzen, daß Wörter entstehen, deren Anfangs- und Mittelbuchstaben den Titel einer Oper von Richard Strauss nennen. In anderer Reihenfolge bezeichnen die Wörter: einen Schriftsteller, eine Stadt in Schonen, einen Autor in Italien, einen Muth in Frankreich, einen Schriftsteller, einen geistlichen Titel, eine Stadt in Rußland und eine Mule.

Postkarten-Rätsel.

Ernest Seelbors
Dessau

Aus Namen und Wohnort des auf der Karte genannten Herrn soll der Beruf desselben ermittelt werden.

Auflösungen.

Dexierbild.

Wenn man das Bild halbrechts dreht, findet man den Eigentum des Kartes links am Rande des Bildes.

Silberrätsel.

Werden Verlobt
London November
Joh Gertrud
Schiller Gfiter
Silber Ronnentwerth
Bliffingen.

Magisches Kreuz.

D	W	A
u	r	u
S	e	r
S	e	r
S	e	r
S	e	r
S	e	r
S	e	r

Humor.

Uneigennützig.

Rama: „Marichen, hier hast Du Geld, laß mir noch schnell einen Flanuluchen dafür!“ Am Fortgehen begriffen, ruft sie ihn noch einmal zurück, indem sie zu ihm sagt: „Da Du jetzt immer ein artiges Kind bist, laß mich Dir auch einen mitbringen“ und gibt ihm das Doppelte. Nach langer Zeit kehrt Marichen, auf beiden Waden laufend, ins Zimmer zurück, legt Rama die Hälfte des erhaltenen Geldes auf den Tisch und sagt: „Rama, sie hatten nur noch einen!“

..

Kinder und Karren...

„Du, Kufel, hat der liebe Gott alle Menschen geschafsen?“
 „Jawohl, mein Kind!“
 „Hat er Dich auch gemacht?“
 „Natürlich!“
 „Dann hat er wohl sehr gelacht, wie er Dich fertig hatte!“



Zeitgemäßer Rat.

Hbn Sie Nicht von jrbischen Argdschauph?
 Man hat Sie überall vermicht!!

Pianist und Kommerzienrat.

Pianist (in einer Gesellschaft): „Nun, Herr Kommerzienrat, Sie sehen ja so abgepaunt aus!“
 Kommerzienrat: „Ja, mein Lieber, ich muß auch mehr arbeiten wie Sie, denn Sie verdienen doch Ihr Geld spielend!“
 Pianist: „Da haben Sie recht, ich wünschte nur, daß ich Ihre Ruten dazu hätte!“

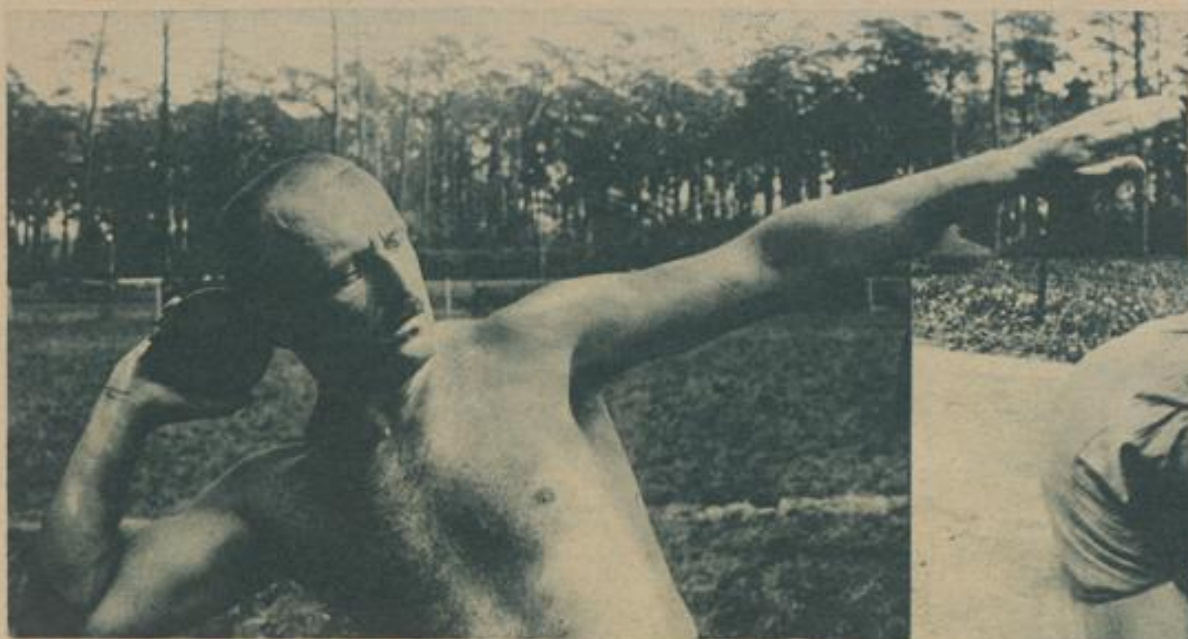
..

Druckfehler.

Das Kamel ist das einzige Tier, das nicht schwimmen kann. Kommt es ins Wasser, so legt es sich auf den Rücken und singt.

Eine Maschinenfabrik, die hauptsächlich Werkzeugzeuge, Rietmaschinen und ähnliches herstellt, ließ sich neue Kataloge drucken. Nachdem circa 1000 Stück davon versandt waren, fand man die Stelle:

Mit unseren mehrfach patentierten Archwerkzeugen stehen wir konkurrenzlos da.
 Der Produzent soll beim Lesen dieser Stelle die Archwerkzeugperrre bestimmen haben.



Clees, einer der aussichtsreichsten Kandidaten in Wurfübungen beim Training im Diskuswerfen.

Trotz der schweren Zeit finden im Stadion im Grunewald Unterrichtskurse für Leichtathleten statt, die aus allen deutschen Landesteilen zusammengekömmt sind und durch besonderes Training auf die Olympiade 1916 vorbereitet werden. Es handelt sich stets um solche Leute, die bereits über ein gutes Können verfügen und sich auf ihrer bisherigen athletischen Laufbahn genügend hervorgetan haben, die aber trotz ihrer guten Leistungen noch keine Weltrekordzeiten erreichen konnten. Es wird ihnen im Stadion unter Leitung der bekannten Sportlehrer Waiher und Dörr und Busch gezeigt, welche Fehler sie noch an sich haben und wie sie sie unterlassen müssen. Schlechter Stil wird ausgemerkt, kurzum, jeder einzelne wird in seinem jeweiligen Sportzweig so lange bearbeitet, bis auch der kleinste Fehler verschwunden ist und sein Stil ein absolut einwandfreier und hervorragender genannt werden kann. Es ist nun interessant im Bilde zu sehen, wie diese Arbeit vor sich geht. Sollte der Ruf zu den Waffen ergehen, werden auch diese Arbeiten ihre Früchte zeigen.



Vorbildliche Startstellung eines Kurzstreckenläufers.



Sportlehrer Waiher erklärt seinen Schülern die Muskelarbeit eines Läufer.



Der Menschenstrom vor der „Frankfurter Zeitung“ in dem Augenblick, da die Mobilmachung verkündet wird.



Die Ansprache des kommandierenden Generals v. Schenk am Schaumainkai in Frankfurt a. M.

II. Jahrgang.
No. 33

3. Kriegsnummer^{*)}

13. August 1914.
Einzelpreis 10 Pfg.

Das Illustrierte Blatt

Verlag der frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H. Frankfurt am Main

Der Sieger von Lüttich.



General von Emmich, unter dessen Anführung unsere Soldaten am 7. August Lüttich nahmen.

^{*)} Die anderen Nummern können nachbestellt werden.

Der Gottesdienst vor dem Reichstag in Berlin.



„Wir treten zum Beten“



Zehntausende sprechen gemeinschaftlich das „Vater Unser“.



Auf Wiedersehen.

Phot. Senncke, Berlin.

Reiterlied.

Der Kofse Beine wirbeln,
Tan wir den Schnurbart zwirbeln
So recht voll Mut, und Kraft
Dann flattern unsre Fähnlein
Und spielen welsche Hühnlein
Auf bis zum Lanzenstich.

Hell knallt der Karabiner,
Hergott, ich bin dein Diener,
Seh mich vom Kof nicht ab.
Ich kämpfe ja für deine
Und meines Kaisers reine
Gewalt'ge, große Kraft.

Laf du mein Köhlein wirbeln,
Mich meinen Schnurbart zwirbeln,
Bis Sieg und Friede lacht;
Denn die Gedanken eilen
Wohl manchmal über Meilen
Zu meinem lieben Schatz.

M. G.



Phot. Grohs, Berlin.

Der letzte Abschiedskuß.



Die von den Berlinern über alles geliebten Garde-Kürassiere verlassen Berlin.

Phot. Grohs, Berlin NW.

Unsere Feinde.



Lord Kitchener, der englische Generalfeldmarschall.



General Joffre,
der Generalissimus der französischen Armee.



Phot. F. Gerlach, Berlin.
Sir Edward Grey, der das falsche Spiel Albions leitete.



Phot. F. Gerlach, Berlin.
Ein Oberst der Don-Kosaken.



Phot. F. Gerlach, Berlin.
Ein englischer russischer Matrose (Unteroffizier) mit einem bei der russischen Marine
üblichen Schiffungen.



Phot. F. Gerlach, Berlin.
Der Adjutant des Obersten.

„Deutscher Geist und
deutsches Schwert.“



Phot. G. Rood, Berlin.
Generaloberst v. Kessel, Oberbefehlshaber
in den Marken.



Halbport. Reigt, Frankfurt a. M.
Kommandierender General des XVIII. Armeekorps
von Schend.



Halbport. G. Bieder, Berlin.
General der Kavallerie von Einem.



Phot. H. Feldsch, Berlin.
Generalfeldmarschall v. d. Golz.

Groß und hehr hat deutsche Kraft
Gegen morsche Schranken
Einig sich emporgerafft
Und sie wird nicht wanken.

Deutscher Geist und deutsches Schwert
Ein'gen sich zu Fechten,
Zeigen sich des Dankes wert
Kommanden Geschlechtern.

Deutschtum ist dazu ersehn,
Daß die Welt nicht fränke;
Deutsches Volk, du mußt bestehn:
Freiheit und Gedanke!

Zieht ihn aus, den heil'gen Krieg,
Den Du ernst begonnen,
Bis nach dem gerechten Sieg
Alle Nacht zerronnen!

S. N.



Phot. H. Meier, Berlin.
Kriegsminister von Tattenhagen.

Der Herzog von Sorsona

Roman von Carl Graf Scapinelli

(23. Fortsetzung)

Am liebsten hätte er die beiden Dämchen Anna und Fall stehen lassen, wäre ihr nochgeblieben, hätte sich wegen seiner feigen Ungezogenheit entschuldigt, — aber ihr Blick war so streng, so verächtlich gewesen, daß er sich ihr nicht zu nähern traute.

Plötzlich waren ihm die Finger an seiner Seite zuwider, quälte er sie ungerade, behandelte sie schlecht. Dann wieder überschüttete er sie mit den teuersten Geschenken und sagte ganz vertraut und resigniert: „Kinder, Ihr seid die einzigen, die mir bleiben. Ich bin Euch ja auch dankbar dafür!“

Immer öfter stiegen in ihm die Erinnerungen an seinen Baden-Bader Aufenthalt auf, und eindringlich kam ihm die Szene beim Feuerwerk zum Bewußtsein. Deiß begreife er, alles Zehige umgeben machen zu können. Isabella's Stolz und ihre Betrachtung reizte ihn und entmutigte ihn wieder, trieb ihn in ein noch tollereres Leben, in ein noch tollereres Spiel.

Ja, sie sollte nur leben, wie sie lebte, er war, — wie er in Saas und Braun dahinlebte, sein bißchen Geld verjubelte, sein bißchen Gesundheit vergeudete, — um sich dann, wenn er mit allem am Ende war, die erlösende Angel durch die Schlüfe zu jagen.

Denn was war sein ganzes Leben? Ein sich Betäuben und Betäubenwollen — und doch nicht ganz Vergessen. Ein Drogenleben, ein Lumpenleben — Dasein ohne Inhalt!

Was er erstrebt, mißlang. Was er gewollt, schlug fehl. Nur die Wädel, die falschen, netten Finger, die ihn belogen, so angenehm belogen, blieben ihm, — solange er noch Geld hatte.

Oft trieb es ihn jetzt von ihnen fort, — er wollte allein sein, seinen Zustand überdenken. Liebt er denn Isabella? Er fragte es sich — und traute sich selbst keine Antwort zu geben. Nur eines wußte er: Halt, innere Kraft, Stolz würde sie ihm geben können.

Aber er hatte gar keine Gelegenheit, sich ihr zu nähern. Er wußte, sie spielte fleißig Tennis. So hummelte er eines Mittags allein hinaus zum großen Platz. Wie ein schwerer Fremder verbar er sich hinter nahen Bäumen.

Er wollte sie beobachten, ihren Anblick genießen.

Er sah sie im leichten Schwunge sich bewegen, sich nach den Bällen recken und strecken; — sich biegen und beugen. Jede ihrer Bewegungen war voll Grazie, voll Chiemah.

Er wollte kühn sein, einfach auf den Platz gehen, — er kannte ja dreiviertel der Spieler. Er würde die Bekannten begrüßen, so mühte auch sie ihn sehen — mußte, wenn es nicht auffallen sollte, mit ihm sprechen.

„O, Monsieur le prince!“ rief jemand, und schon stand er inmitten der jungen Welt, alle schüttelten ihm die Hand, die Damen am spontanksten und eindringlichsten.

Denn man ihn auch nur flüchtig kannte, gesehen hatte man ihn oft, gesprochen wurde ja überall von ihm.

Isabella hatte deutlich seine Stimme hinter sich gehört, aber sie drehte sich nicht um, sie spielte fröhlich weiter, nur daß die Bälle fehlschlügen.

Rein, sie konnte nicht mehr. Sie warf den Ball hinter sich. „Es geht heute nicht, ich bin nervös und verblende sie alle!“

„Machen wir eine Pause“, sagte ihr Partner. „Wollen wir nicht zu den andern gehen?“

Sie stießen sich zurück. Gut, gut! Sie hören mich nicht einmal an! Ich gehe schon, — ich gehe!“

Sie wandte sich nicht mehr um, — so ging er wirklich.

Später freilich, als sie allein auf ihren Zimmern war, machte sie sich selbst bittere Vorwürfe, sie hätte nicht so stolz, so kalt sein sollen, — reden hätte sie ihn wenigstens lassen müssen. Aber was er vorgebracht hätte, wäre ja Lüge gewesen.

Sie weinte heimlich und nahm sich vor, ihn nun ganz zu vergessen, ihn aus ihrer Erinnerung zu streichen. Willig horchte sie hin, wenn in den nächsten Tagen die Eltern diesen oder jenen Herrn ihr besonders anpriesen oder ihr ganz offen sagten: „Das wäre ein Mann für Dich, Isabella!“

Sie wehrte sich nicht mehr. Ja, ja, irgend ein anderer sollte sie nehmen, von hier fort führen, sie das Vergessen lehren. Es war ja ganz gleich, wer es war.

Toller als je trieb es der Liebesprinz wieder. Es war eine ordentliche Wut über ihn gekommen. Jetzt drängten sogar schon seine weiblichen Begleiterinnen in ihn, nicht so närrische Gelage zu veranstalten, nicht so wahnwitzige Rentouren im Auto zu machen, nicht sein Geld gar so unsinnig zum Fenster hinauszuwerfen.

Aber er lachte, er sang, er schrie und piffte: immer das eine dumme Couplet, das man in Paris auf ihn gemacht, mit dem faden Refrain: „o, o, o, o, c'est le petit Petro de Mandon, — a, a, a, c'est le petit dur de Sorsona!“

Und schließlich lachten alle wieder mit, sangen mit, umzingelten, umarmten ihn, hoben ihn hoch, — ihren lustigen, närrischen, charmanten Prinzen.

Was toll und lustig war, machte er, — was neu und närrisch, teuer und dumm war, kaufte er. Man sollte von ihm reden, — sollte über ihn schimpfen. Das freute ihn.

Sein Arm war ziemlich steif geblieben, so daß er ans Reiten noch nicht denken konnte. Dafür wollte er einen anderen Sport betreiben. Man würde auch dadurch in der jetzigen Zeit bekannt.

Dampf fühlte er, daß das Charmieren und Pokulieren ihn nicht ganz erfüllte, daß mitten drinnen Gedanken an Isabella aufstiegen, Sehnsuchtsstränge nach früheren Zeiten, sogar an Kanny Scherb mußte er denken.

Sie hatte ihm jüngst ein kurzes Brieflein geschrieben, vernünftig — doch traurig. Sie hätte von seinem tollen Leben gehört. Sie verstände auch, daß er sich nach den Enttäuschungen des letzten Jahres zerstreuen wollte, daß er vergessen möchte. Aber er sollte doch nachdenken, ob es nichts Geheiteres für ihn gäbe. Er solle vielleicht heiraten! — Man könnte sich mit allerhand beschäftigen: Ein schöner Sport, — irgend ein Ziel!

Da hatte er sich am nächsten Tage einen Acropfan gekauft, um fliegen zu lernen, als Flieger berühmt zu werden, von oben auf alle herabzusehen!

Draußen auf einem improvisierten Flugplatz machte er täglich unter Anleitung eines tüchtigen Lehrers Versuche. Aber er merkte, trotz seines angeborenen Geschickes für jeden Sport, wie nervös er durch sein tolles Leben geworden, wie sein Herz unruhig klopfte, wie unfähig seine Hände waren. Denn was er noch an Schwäche im rechten Arm besaß, sollte die doppelte Ruhe und Sicherheit der Linken ersetzen.



Eine Erinnerung!

Empfang König Wilhelm's von Preußen in Berlin am Abend des 16. Juli 1870, nach seiner Rückkehr von Ems.

Rein, bitte bleiben Sie bei mir, ich habe keine Lust, den Prinzen dort mit anzuschwärmen.“

So blieb der kleine Herr an ihrer Seite mitten auf dem Platz stehen, sprach gleichgültiges Zeug auf sie ein, vom Spiel, von den Bällen, vom Boden — von Rizza! Weiß Gott was, sie hörte es kaum.

Kun sah sie plötzlich, daß mitten unter den anderen Spielern — Prinz Petro auf sie zukam.

„Ich möchte Sie doch begrüßen, gnädiges Fräulein, wir sind ja von Baden-Baden her gute Bekannte“, hörte sie ihn sagen.

Sie war ein wenig blässer geworden, fuhr sich mit dem Taschentuch über das Gesicht, als schwihte sie noch vom heftigen Spiel. Aber sie antwortete nicht.

„Kennen Sie mich nicht mehr, gnädiges Fräulein?“

„Ich kann mich wirklich kaum mehr erinnern!“ sagte sie endlich und drehte sich auf dem Absatz um.

Hochrot stand er ihr gegenüber, die übrigen besprachen gerade die Einteilung für's nächste Spiel und achteten auf das Paar kaum.

„Isabella!“ flüsterte er plötzlich. Er strackte ihr die Hand hin.

„Nützen Sie mich nicht an!“ zischte sie.

„Wir müssen uns doch einmal sprechen, nach so langer Zeit. Sie sind ungerecht gegen mich!“

„Hören Sie, Herr Liebesprinz — ich kenne Sie nicht, ich habe Sie nie gekannt, Sie sollen sich auch nicht an mich herandrängen, — bitte gehen Sie!“

Da sah er sie groß und schmerzlich an und lehnte sich von ihr ab.

So machte er mit seinem jetzigen Leben Schluss. Er hatte ja etwas, was ihn ablenken konnte, was ihn voll beschäftigte. Sein letztes Geld, das ihm vom toten Leben und vom Spiel in Monte Carlo geblieben war, hatte er in seine zwei Flugmaschinen steckt.

Er hatte dies kühl lächelnd Ninette und Florence gesagt, hatte betont, daß er jetzt abends zeitig zu Bett gehen müsse. — Da waren die beiden ein wenig erleichtert, hatten sich aber ihrer aufgespeicherten Goldstücke erinnert, die sie von ihm empfangen — und waren an einem der nächsten Tage plötzlich abgereist. Von irgendwo her kam ein sentimentales Märchen, daß sie still gegangen wären, weil sie fühlten, daß er ihrer überdrüssig sei, daß sie zu ihren Eltern heimgekehrt seien — traurig und unglücklich, am unglücklichsten aber, — weil in ihnen gegenseitig eine köstliche Eifersucht gewohnt habe. Er habe doch beide geliebt, beide betrogen.

Ob er sie wirklich beide geliebt? Schon konnte er sich dessen kaum erinnern. Er wußte nur, daß er jetzt aufatmen konnte. Herr über seine Zeit war, und die wollte er nützen. Der Menschheit, die mit Fingern auf ihn zeigte, den Lastermüllern, den Sorjonesen, der stolzen Isabella wollte er zeigen, daß er trotz alledem etwas leisten könne, trotz alledem mutig sei.

Seine Mutter hatte durch die Zeitungen von seinen Flugversuchen gehört, hatte ihn schriftlich angefleht, sie zu lassen, endlich ruhig und vernünftig zu werden. Selbst Prinzessin Gita wurde jetzt ängstlich und bat ihn in einem Brief, zu warten, bis sie nach Nizza käme, nur solange.

Aber er lächelte nur. Es wäre ihm als Wunder erschienen, wenn sie ihm nicht auch da hineingerebet hätten. Tag für Tag, soweit es der milde Winter der Riviera gestattete, übte er draußen.

Nun hatten die Zeitungen wieder neues Interesse an dem Herzog von Sorjona, — nun konnten sie berichten, daß er unter die Flieger gegangen wäre und sich schon an der nächsten Flugkonkurrenz in Nizza beteiligen würde.

Und wieder sprach ganz Nizza von ihm. Er wollte es auch nicht anders. Man erklärte es als Wahnsinn, daß er fliegen wollte, da sein Arm noch kaum geheilt sei und bewunderte doch seinen Mut.

Auch zu Isabellas Ohren kamen solche Gespräche, aber sie blieb hart. Warum sollte dieser ihr ganz fremd gewordene Mensch nicht fliegen, nicht sein Genie sich brechen wollen? Es versuchten es ja so viele.

Aber heimlich begann auch sie sich für den Flugport zu interessieren. Sie war ja von jeher eine große Sportsdame gewesen, — warum sollte ihr dieser kühne Sport fremd bleiben?

Von allen Ländern waren Anmeldungen zu dieser winterlichen Sportswoche in Nizza eingetroffen, und bald tauchten auch die ersten Teilnehmer in der internationalen Gesellschaft auf. Franzosen, Belgier, Amerikaner — und auch ein Deutscher.

In den schnell gezimmerten Hangars draußen wurden die verschiedensten Flugmaschinen zusammenmontiert; die kleine Gesellschaft versammelte sich dort des Nachmittags — nahm die Apparate in Augenschein, horchte dem Tausen der Motore zu, betrachtete interessiert die einzelnen Flieger, die in hübscher Sporttracht neben ihren Apparaten standen.

Auch die Marottis waren hinausgefahren. Auch sie kamen an dem Hangar vorüber, auf dem in großer Schrift der Name des Prinzen stand, aber der Vater lächelte nur. „Es wäre ja ein Wunder, wenn der tolle Prinz nicht auch das mitmachen sollte. Natürlich muß er dabei sein, — natürlich wird er unterliegen. Am Ende sich das Genie brechen! Vielleicht ist's das Geschick für ihn!“

Isabella überhörte das anscheinend.

„Wollen wir ihn nicht begrüßen?“ fragte die Mutter.

„Auf keinen Fall. Er ist doch zu sehr gebrandmarkt durch seinen Lebenswandel!“ flüsterte Isabella. „Gut, gut, ich dachte nur, Du interessierst Dich als Sportgirl für den Apparat, für die Flugtechnik.“

„Das tue ich auch. Aber ich lasse es mir lieber von einem anderen erklären, dort ist ja Baron de Cadre, — und Jeani, — die will ich um Aufklärung bitten!“ Und sah sich sie von den Eltern los!

Vereitwillig erklärte ihr ein junger französischer Flieger alles, fragte sie scherzend, ob sie nicht beim Passagierflug mit aufsteigen wollte.

„Ja, warum nicht. Das wäre einmal was anderes!“ sagte sie, ganz Feuer und Flamme für die Idee.

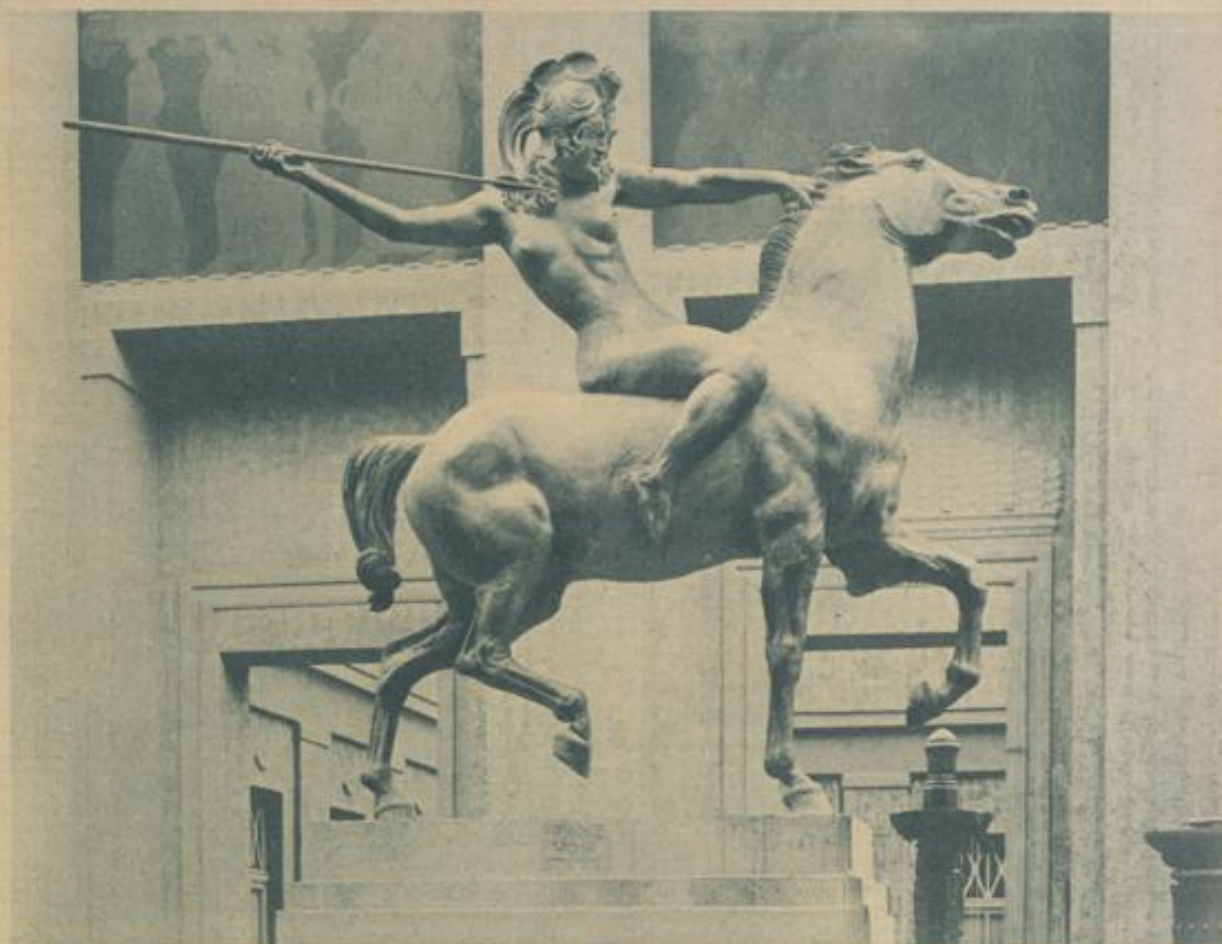
Prinz Petro sollte sich nur ja nichts einbilden auf seinen großen Mut. O, sie besah auch solchen!

Vergebens suchten die Eltern sie von diesem Vorhaben abzubringen, sie hielt fest daran, ließ es sich noch einmal hoch und heilig von einem der Herren bestätigen, daß sie sie mitnehmen würden.

Sie sah den Prinzen nicht, wenn sie auf dem Flugplatz erschien — und Petro schien über sie gleichgültig hinwegzuschauen.

Auch zu ihm war die Kunde gedrungen, daß Isabella einen Passagierflug mit einem der französischen Flieger machen sollte. Er hatte äußerlich dazu nur gelächelt, aber innerlich lodete er doch voll Eifersucht.

Seit jener Stunde konnte er den Menschen kaum mehr ansehen, ohne in Wut zu geraten. Dann aber lächelte er wieder. Das war doch Wahnsinn, eine überspannte Idee. Die Eltern würden es ihr nie gestatten. Sie renommierte nur damit, und im gegebenen Augen-



Amazonen von Professor Franz von Stud (München).

Der Bildhauer hat die Arbeit im Auftrage des Wallraf-Richartz-Museums ausgeführt.

blick dachte niemand mehr daran. — Desto zäher übte er. Schon war es in eingeweihten Kreisen bekannt, daß trotz der kurzen Zeit, die sich der Prinz dem neuen Sport gewidmet hatte, er dank seinem Schneid und seiner tollkühnen Ruhe die größten Chancen besaß.

Er hatte auch einige Probeflüge unternommen, war ein Stück übers Meer gefahren, trotz ziemlichem Windes. Alle Zeitungen brachten Artikel, kein Wunder, daß von der ganzen Riviera viele Gäste zu der Flugwoche in Nizza erwartet wurden.

Ein Prinz, ein wirklicher Prinz sollte ja mit starten.

Noch dazu Prinz Petro von Naudon, der Herzog von Sorjona, dessen Streiche in aller Munde waren, gleich kühn als Herrenreiter, als Thronprätendent — wie als Lebeprinz.

XVI.

Prinz und Prinzessin Wetterstein waren kurz vor der Flugwoche ebenfalls in Nizza angekommen. Aber Isabella Marotti ging ihnen fast absichtlich aus dem Wege. Sie fürchtete, daß sie dadurch mit Prinz Petro zusammentreffen könne und daß die Schwester sicher sofort versuchen würde, sie auszuföhnen.

So sah sie Gita erst draußen auf dem Flugplatz — am Nachmittag des ersten Meeting-Tages.

Vor der Umplanlung hielten sich die Autos und Wagen, und auch drinnen an der Barriere drängten sich trotz des ungünstigen Wetters die Zuschauer. Noch lagen die Hangars still da, die großen Brettentüren,

hinter denen die Flugmaschinen standen, waren verschlossen. Die Mitglieder des Klubs, besonders angesehenen Familien, promenierte vor dem Ausflugsplatz in der Umfriedung, sammelten sich dann und wann in kleinen Gruppen, drängten zu den Seitentüren, wenn ein Monteur sie gerade geöffnet hatte, um die einzelnen Maschinen im Halbdunkel der Hangars zu bewundern. Die Herren des Komitees, mit weißen Binden am Arm, liefen unschlüssig hin und her, trafen Anordnungen, sahen wieder zum grauen Wolkenshimmel hinauf. Hoch oben tanzte ein Drachen, — ein Windmesser, der die Geschwindigkeit der Luftströmung in höheren Regionen feststellen sollte.

Der Wind schien eher zu wachsen, als abzunehmen. Das Publikum sah angestrengt herüber, es war enttäuscht, unzufrieden. Man bat um Geduld. — Nun ging ein Komiteemitglied und suchte nach den Fliegern. Man mußte einen bitten, wenigstens die Türen der Schuppen öffnen zu lassen.

Schließlich fand er einen, dann noch einen. Sie schüttelten den Kopf, sahen zum Himmel, deuteten auf den weißen, hin und her schwebenden Drachen.

Nun ließ man knurrend die großen Tore von zwei, drei Hangars aufziehen.

Die Monteure arbeiteten, — verhalten die Türen, begannen zu pufen, die Tragfläche nachzuziehen, feine Drähte zu spannen.

(Schluß folgt.)





Der Hafen von Algier.

Phot. Gebr. Gaedel, Berlin.

Die im Mittelmeer befindlichen deutschen Kriegsschiffe haben an der algerischen Küste mehrere befestigte Plätze zerstört.



Das Münstertal in Elz-Lothringen, das noch während des Friedens von französischen Truppen besetzt wurde.

Königsberg-Verlag.

Die Erstürmung von Lüttich.

Am 7. August ist die erste große denkwürdige Tat auf dem westlichen Kriegsschauplatz geschehen. Am sechsten Mobilmachungstage stürmten die tapferen Brigaden des achten Armeekorps unter Führung des kommandierenden Generals v. Emmich die belgische Festung Lüttich, auf die die Franzosen so große Hoffnungen gesetzt hatten. Als die Nachricht durch die deutschen Lande eilte, erweckte sie überall großen Jubel, denn sie gab von neuem Kunde davon, daß der alte Soldatengeist in unserm Heer aufs kräftigste erwacht ist. Schon die Vornachricht von dem tollkühnen Reiterkutschsüßchen einer kleinen Kavallerieabteilung, die in Lüttich eindrang und den Kommandanten fangen wollte, hatte überall großes



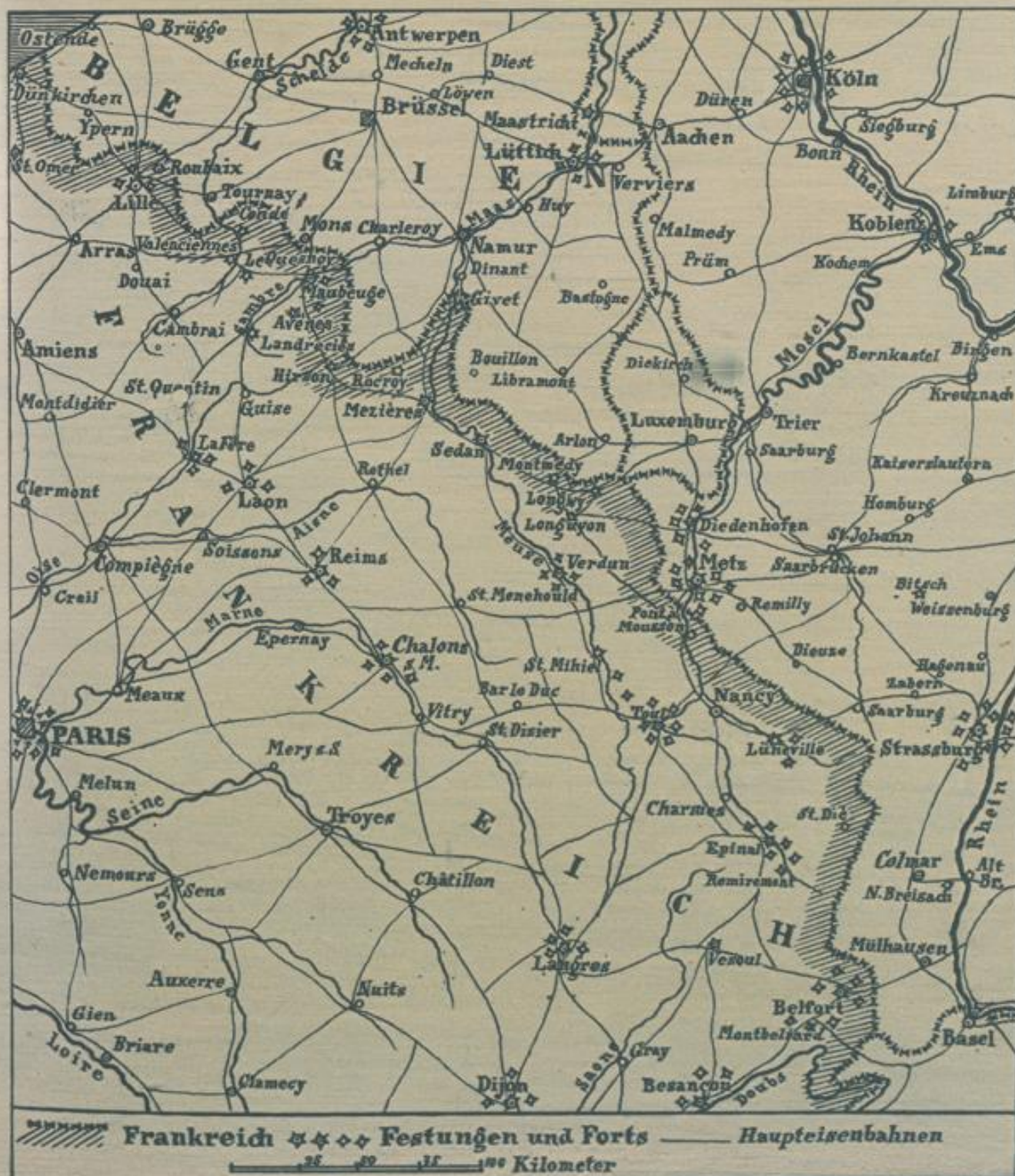
Blick vom Stadttoren auf die Citadelle Nr. 6.



Blick auf zwei andere Citadellen.

Auffehen erregt. Die Tatsache, daß der Versuch nicht geglückt war, wurde kaum beachtet — das Heldensstückchen blieb ja trotzdem bestehen. Lüttich zu nehmen, war keine Kleinigkeit, hatte es doch eine Besatzung von mehr als 20 000 Mann und war vor allem durch zwölf Forts mit vielen Hunderten von schweren Geschützen gespickt. Mit dem Fall dieser Festung hat Deutschland den Schlüssel zur Pforte Belgiens erlangt und wenn nicht Frankreich bereits größere Truppenmassen nach Belgien geworfen hat, um Namur und Antwerpen zu verstärken, so dürfte unser deutscher Vormarsch gegen Frankreich kaum noch auf große Hindernisse stoßen. Immerhin ist Lüttich nur ein Vorspiel zu dem furchtbaren Ringen, das in den nächsten Wochen beginnen wird. Für die Bravour, mit der das Armeekorps Lüttich nahm, herrscht auch in militärischen Kreisen nur eine Stimme der Anerkennung, und wenn der Kaiser dem General v. Emmich den Orden „Pour le mérite“ (man sollte jetzt einen schöneren Namen wählen) verliehen hat, so ist das eine Auszeichnung, die dem ganzen Armeekorps gilt. Ueber unsere Ver-

luste sind noch keine amtlichen Angaben erfolgt. Die Heeresverwaltung hat gut daran getan, wenn sie das Publikum gebeten hat abzuwarten, bis zuverlässige Angaben veröffentlicht werden können. Schon oft sind in früheren Kriegen durch falsche Nachrichten Angehörige in unnötigen Kummer und Sorge gestürzt worden. Wir werden die Verluste zu tragen wissen, nicht umsonst bluten die Unsrigen. Groß ist unsre Sache. Wir führen einen heiligen Krieg.



Die belgisch-deutsche Grenze:
Gruppe der Grenzsteine zwischen Deutschland,
Belgien und Holland bei Maastricht.

Kriegsbilder.



Phot. Leipziger Presse-Büro.

Oesterreichischer Vorposten.



Phot. H. Gennrich, Berlin.

Der serbische Ministerpräsident Pashitch hängt in Budapest an einem Laternenpfahl.



Phot. H. Gennrich, Berlin.

Oesterreichische Soldaten lassen sich von einer Zigeunerin wahren.



Photothek, Berlin.

Großadmiral von Tirpitz,
der Oberkommandierende der deutschen Flotte.



Photothek, Berlin.

Die Kriegstraue des Prinzen Oskar mit Gräfin Ina
von Bassewitz.



Photothek, Berlin.

Prinz Adalbert.

Schlag auf Schlag sind sich in diesen Tagen die Ereignisse gefolgt. Wenige Tage nach der deutschen Mobilmachung verübten französische Truppen Grenzüberschreitungen und schufen so einen Kriegszustand. Der Stein, der im Rollen war, konnte nicht mehr aufgehalten werden. Dann legte England uns seine Kriegserklärung auf den Tisch, und mit einem Schlage wurde klar, wie oberflächlich alle unsere Bemühungen, mit dem falschen Albion freundschaftliche Beziehungen anzuknüpfen, drüben aufgefaßt worden sind. England, das sich immer gebrüstet hat, ein Hort der Freiheit und ein Hüter der Kultur zu sein, trat auf die Seite der

Barbaren, die den politischen Mordherrn verherrlichen. Aber wir fürchten uns nicht! Mächtig ist die Begeisterung in unserer Volksseele aufgeloht. Es herrscht nur eine Stimme: wir werden schon fertig werden mit allen dreien! Unsere Truppen brennen darauf, in den Kampf zu ziehen, und unsere Marine brennt darauf, sich mit dem mächtigen englischen Gegner zu messen. Er wird sich vor ihr hüten müssen! An den Grenzen haben inzwischen die militärischen Operationen

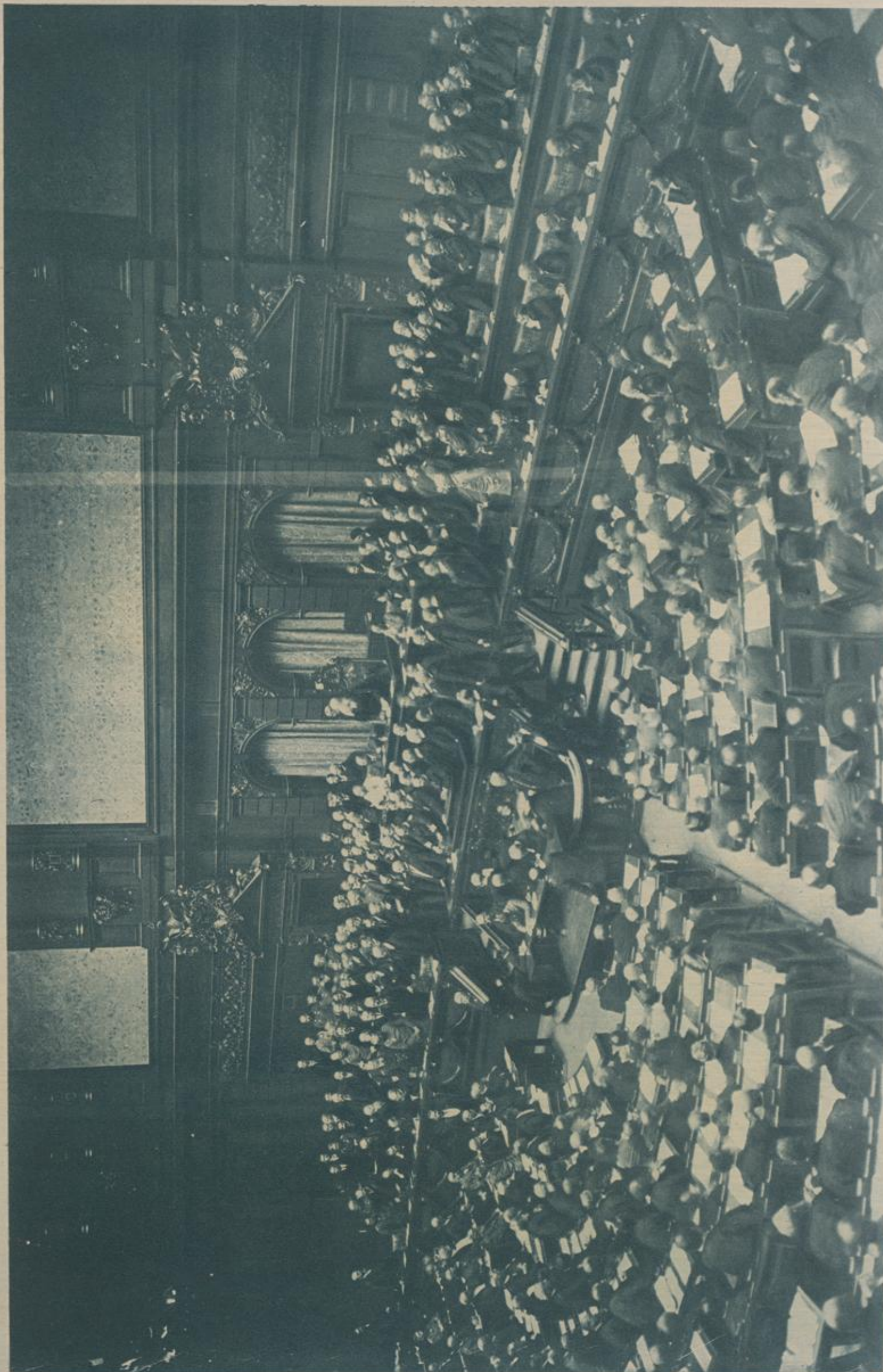
begonnen. Überall sind unsere Leute schnell und kühn vorgebrungen und haben nicht unwesentliche Erfolge erzielt. Rußland erntet bereits, was es gesät, die deutschen Truppen, die über die Grenze gehen, werden mit Jubel von der russisch-polnischen Bevölkerung aufgenommen, wüten doch die Kosaken wie die Hunnen in dem Lande — wenn nicht schlimmer. Bald werden die ersten Nachrichten von größeren Siegen kommen, und allgemein wird es dann heißen im Westen, Norden und Osten:

Jeder Tritt — ein Britt
Jeder Stoß — ein Franzos
Jeder Schuß — ein Ruß!



Der „mobil gemachte“ Rollwagen.

Berlino-Photo-Verlag, Berlin-Zehlendorf.



Die historische Reichstagsstiftung vom 4. August 1914.

Spät. 2. Aufbruch zum Meer.

Schach.

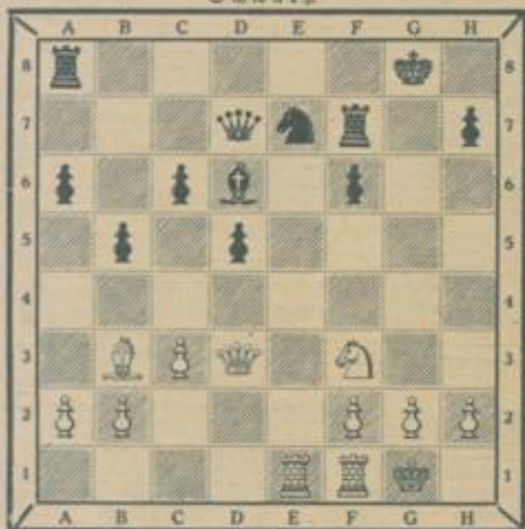
Bearbeitet von R. Niesed.

Alle auf diese Rubrik bezüglichen Zuschriften wolle man an die Schachredaktion des „Illustrierten Blattes“ richten.

Die nachstehende sehr feine und elegante Partie wurde im Meisterturnier zu Mannheim am 28. Juli gespielt.

Spanische Eröffnung.

Becher.	Dr. Tarrasch.	13. Sf3-g5	Le6-f7
Weiß.	Schwarz.	Auf 13. ... Lf5 oder 13 ...	Dd7 hat Weiß die starke Fortsetzung Sd2-e4.
1. e2-e4	e7-e5	14. Sg5xf7	Tf8xf7
2. Sg1-f3	Sb8-c6	15. Sd2-f3	
3. Lf1-b3	a7-a6		
4. Lb3-a4	Sg8-f6		
5. 0-0	Sf6xe4		
6. d2-d4	b7-b5		
7. La4-b3	d7-d5		
8. d4xe5	Lc8-e6		
9. c2-c3	Lf8-e7		
10. Le1-e3	0-0		
11. Sb1-d2	f7-f5		
	Ta1-e1		
	Dröht Te1xe7.		
	e5xf6		
	Se4xf6		
	Stellung der Partie nach dem 19. Zuge von Schwarz.		
	Schwarz.		



20. Sf3-d4!	27. Lf8-g7
Der Beginn einer sehr tiefen und interessanten Kombination.	28. Lh5-e8
20. e6-e5	29. Sf5-e7+
21. Te1xe7! Ld6xe7	30. Le8-f7
Mit der Dame kann Schwarz nicht nehmen: 21... De7: 22. Sf5, De5 23. Sd6: c4 24. Sf7: u. t. w.	31. Dh4-h5
22. Sd4-f5	32. Se7-g6+
23. Dd3-h3! Le7-f8	33. Lf7-e6
24. Lb3-d1! Dd7-e7	34. Le6-f5
25. Ld1-h5 Tf7-d7	35. Sg6-e7+
26. Tf1-e1 Ta8-b8	36. Se7xd5
Auf 26... Kh8 würde 27. Dh4 folgen.	37. Sd5xf6
27. Dh3-h4	38. Te1-e6
Besteht wäre hier die Fortsetzung 27. Le8, Td7-d8 28. Te7: denn auf 28... Le7: 29. Dg3+ kann der König nach f8 ziehen.	39. Te6-e8+ Schwarz gibt auf.

Haus und Küche.

Mahonnaisensauce (6 Personen): Man nimmt 2 frische Eigelb und rührt tropfenweise $\frac{1}{4}$ Liter bestes frischesstes Öl zu. Sollte die Sauce schon zu fest werden, so verdünne man sie mit etwas Zitronensaft und frischer Sahne und rühre dann ruhig weiter Öl hinzu. Nun nehme man einen guten Löffel voll frische Butter und 2 Löffel gutes Mehl, rühre über dem Feuer unter langsamem Zugießen von leichter Bouillon und Milch oder Sahne eine dicke Sauce. Dann nehme man sie vom Feuer und rühre solange, bis sie beinahe kühlt, rühre sie unter die Mahonnaisensauce und schmecke nun das Ganze mit genügendem Salz, weißem Pfeffer, Zitronensaft oder einigen Tropfen scharfem Essig ab, gerade so wie man sie liebt.

Krebst zu locken. Vorher ist ein kräftiges Bürsten der zu lockenden Tiere anzuraten, niemals aber nach Art der alten Köchinnen ein Herausziehen des Hinterdarmes, das den Tieren unnötige Qualen bereitet und ihnen viel von ihrem Saft entzieht, zu erlauben. Sie sind in stark kochendes Wasser, dem frischer Dill, 1 Löffel Butter, 3 Korn Ingwer und eine Hand voll Salz beizugeben sind 15 Minuten zu kochen und nur mit frischer Butter und feingehackter Petersilie, die ihnen, sobald sie zu Tisch gebracht werden, heiß beizufügen sind, zur Tafel zu bringen.

Kalbsbrust mit Zebraffelle. Schwarze Fülle: An heißes Fett gibt man feingehackte Zwiebel, grüne Petersilie, 2-3 Hühnerlebern, 20 Delagramm Kalbsmilch, beides ausgepresst und fein gewiegt, Salz, Pfeffer, 3 Eßlöffel sauren Rahm und dünstet dies 10 Minuten. Ausgeführt, mischt man 1 Ei dazu und so viel Semmelbröseln, daß eine lockere Fülle entsteht. — Gelbe Fülle: In Butter läßt man grüne Petersilie anlaufen, mischt zwei eingeweichte, gut ausgepresste Semmeln, ein Ei, Salz und etwas Bröseln dazu, damit die Fülle genügend fest wird. In eine untergriffene Kalbsbrust, die man innen und außen mit Salz leicht eingerieben hatte, füllt man nun abwechselnd die schwarze und die gelbe Fülle, nicht nach den Rippen, sondern der Länge nach ein, so daß beim Tranchieren die Zebraffestreifen zur Geltung kommen. Die zugenähte Brust wird in heißem Fett, mit etwas Suppe begossen, gebraten.

Stradellapudding. 8 Delagramm Butter, 5 Dotter, 10 Delagramm Zucker, 10 Delagramm geriebene Haselnüsse, 6 Delagramm geriebene Schokolade, 5 Schnee, 2 Weiserpigen Himt und ebensoviel Vanillin, 2 Rengewürz, 2 Gewürznelken, beides fein gestoßen. Butter und Dotter flaumig abreiben, dann langsam alles Weitere einrühren. Den Teig in eine bebutterte, mit Mehl ausgestreute Form einfüllen, diese gut schließen und den Pudding eine Stunde in Dunst kochen. Gestürzt, mit Ribisel überguth servieren.

Pfirsichauflauf. 25 Delagramm roh passierte Pfirsiche, 8 Delagramm geschälte, feinst geriebene Mandeln, 2 $\frac{1}{2}$ Delagramm Mehl, 4 Dotter, 3 Marx, 10 Delagramm Zucker. Dotter, Eiklar und Zucker mit dem Schneeschlagger schaumig schlagen, dann Pfirsiche und Mandeln und zuletzt das Mehl leicht einmischen. Die Masse in eine bebutterte Auflaufform einfüllen und langsam baden.

Seidelbeersaft. Zwei Lot Weinstein werden in zwei Liter kaltem Wasser aufgelöst, dann über vier Liter Seidelbeeren gegossen und so 36 Stunden hingestellt. Nun lasse man den Saft durch ein Säckchen von Leinen laufen, löse vier Pfund Zucker in dem Fruchtst auf, und fülle alsdann den Saft in Flaschen.

Rätselsprung.

berg	und	ichlum	•	der	schmerz	einen
wei	•	daß	der	so	•	schmerz
freude	drin	kam	meri	hat	der	wacht
•	te	die	•	freude	stille	•
wohnen	acht	nicht	mern	wacht	keinen	in
daß	•	lei	schmerz	freude	•	in
trich	der	habe	•	der	er	o

Problem.



Schieberätsel.

Mondschein, Spieglstrahl, Schartwache, Treibjagd, Kinderrei, Scherwaben, Schornstein, Schleiße, Trichter, Putzmode, Hochmoor. Vorstehende Wörter sollen untereinander gestellt und seitwärts derartig verschoben werden, daß in zwei senkrechten Buchstabenreihen der Anfang eines bekannten Liedes von Vogt zu lesen ist.

Auflösungen.

Rätselsprung.

Was klingt mir so heiter
Durch Felsen und Stein
In Wäldern und weiter,
Wo trägt es mich hin?
Wie auf Bergen hoch bin ich
So einladend gestellt
Und grüße herzlich
Was schön auf der Welt.
Eigendort.

Füllrätsel.

Defan
Grato
Medal
Maabe
Chlau
Zeine
Gber
Nervi

Der Rosentavaler.
(Richard Strauß.)

Umstellung.

Sommernacht
Strom
Strahlung
Stierbräuer
Reile
Sonnenlicht
Oberhof
Wanderer
Horstbühne
Sinnstimmung
Santenstand
Störenfried. (Benedix.)

Schery-Rebus.

Stichwaden-Kaffee.

Pistolenkarten-Rätsel.

Unbefolgender Kaffee.

Nachdruck verboten.

Ungeübter Landsturm.



Leutnant: „Nun schießen Sie nicht gleich so auf die Russen los, nehmen Sie erst ruhig Korn!“
Landsturmann: „Ja Befehl, Herr Leutnant!“

Humor.

Im Zoologischen.

„Am Sonntag kommen wohl immer sehr viele Besucher in den Zoologischen Garten?“
„O ja,“ antwortete der Wärter, „und ich bin sehr froh, daß so viele Leute kommen. Es heitert die Tiere immer auf, wenn sie die Menge Menschen sehen.“

Ihre Tage.

Mann (vor der Buchhandlung): „Was, die ganzen deutschen Klassiker nur zwanzig Mark? Das ist ja riesig billig!“

Frau: „Das könnte ich nicht gerade behaupten; für zwanzig Mark bekomme ich ja schon einen neuen Hut!“

TEE-Ronnefeldt
jetzt Goethestrasse 3

Stellung als Diener

Lakai, Reisbegleiter
in fürstl., gräf. und herrschaftl.
Häusern, Gesandtschaft, erhalten
Leute jeden Berufs
15-25 Jahre alt, nach einmonatig.
Ausbildung auf der erstenklassigen,
bestenricht. Frankfurter Dienerschaft-
schule und Service-Lehranstalt

● Kotz ●

Frankfurt a. M. Hermannweg 42.
Geb. 2400 Schöln. angeh. Verl. Sie
Prosp., gratis. Genau auf Firma achten.

Ein toller Stammtischabend

Die ultimative Erzählung, welche Sie je
gelesen haben! Wer gern lacht, lebt am
langsten! Sie werden
sich anhalten vor
Lachen. Ihre Freunde,
denen Sie die Witz-
erzählungen, werden deren
tollesten Humors zu
schätzen wissen. Die
Witzvollste Welt-
buchhandlung, werden Sie nicht neue
Kunden und Leser ohne Verzugung,
ohne jede Verbindlichkeit für Sie
dieses Buch umsonst!



Weißer Filzbretton mit Bandchrysanthem garniert.



Neue Herbsthüte.

Taffethut mit Samtschleifen garniert.

Fort mit der Pariser Mode!

Der in wenigen Tagen über uns verhängte Kriegszustand hat uns eine Umgestaltung aller persönlichen und wirtschaftlichen Werte gebracht. Es sind Dinge in den Hintergrund getreten, die uns vorher das Wesentlichste unseres ganzen Lebens dächten und Nebenächlichkeiten sind urplötzlich zu den schwerwiegendsten Grundbedingungen unseres Lebens geworden. Und allenthalben ist ein einmütiger Nationalgeist erwacht, der sich zunächst nur in dem Rächigkeitsbaren, der Ablehnung alles Ausländischen bekundet, der ausländischen Firmenbezeichnungen und Firmenschildern den Streit verkündet und ihre sofortige Aenderung — und sei es gewalttätig — fordert.

Dieser Nationalgeist und die Ablehnung alles Ausländischen wird sich nach einem siegreichen Krieg auch ohne weiteres auf dem Gebiet der Mode Geltung verschaffen. Seither kam in Dingen der Mode überhaupt nur das in Betracht, was französischer, oder sagen wir besser „Original Pariser Herkunft“ war. Französische Modellausstellungen und Mannequin-Vorführungen waren an der Tagesordnung. Der deutsche Geschäftsmann war gezwungen, fast jede vierzehn Tage den französischen Markt nach Neuheiten abzusuchen und französische unternehmungslustige Betriebe haben ein Filialnetz über ganz Deutschland gezogen, um im Vertrauen auf die Verehrung alles dessen, was französisch ist, einen mehr oder minder großen Teil des Umsatzes in Modewaren direkt

an sich zu reißen. Sogar noch weiter ist die französische Unternehmungslust gegangen, bekundeten doch Berichte aus der Reichshauptstadt wenige Tage vor dem Kriegsausbruch, daß sich ein Berliner Warenhaus dem Kredit-system Dufayel verschrieben habe.

All das wird voraussichtlich nach Kriegsbeendigung sein Ende haben. Wie wir es heute schon erleben, daß französische Firmenbezeichnungen Ablehnung finden, so wird man französische Modelle und französische Ware vielleicht für mehrere Jahre kaum unterbringen können. War es seither selbstverständlich, daß wir uns stillschweigend unter das Kommando der französischen Mode stellten, so werden wir vielleicht jetzt eine schroffe Emanzipation der deutschen Mode vom französischen Geist erleben, also das durchführen müssen, was uns die künstlerisch schaffensfreudigen Wiener schon seit geraumer Zeit vorgemacht haben. Unserem deutschen Kunstgewerbe, der Münchener und der Berliner Richtung, bieten sich Betätigungsaussichten, die noch vor Wochen nur als traumhafte Zukunftsgebilde angesehen worden wären.

Wie sich die Dinge in der Praxis gestalten werden, muß abgewartet werden. Es wäre auch zu früh, darüber heute schon ein endgültiges Urteil abzugeben. Aber soviel scheint gewiß, am gangbarsten wird der Weg sein, den die Herrenhutmode schon gegangen ist: Die Ausschreibung von Modewahlen und die Wahl auf Grund von Fabrikationskonkurrenzen, die sich selbstverständlich in der Kleidermode in wesentlich anderen Richtungen zu ergeben hätten.

Frankreich und besonders Paris wird diese wirtschaftlichen Folgen seines Abenteuerkrieges schwer zu spüren bekommen. Die unzähligen Millionen, die seither von Deutschland für Pariser Modelle ausgegeben wurden, werden für den Ausfall der Bilanzen der dortigen Modehäuser schon in Betracht kommen, umsomehr, als es sich durchwegs um Phantasiepreise bei Modellen gehandelt hat, die im Wiederverkauf niemals wieder erzielt werden konnten. Der Ausfall der ständigen Pariser Reisen wird den französischen Hoteliers ebensowenig willkommen sein. Und die französische Seidenindustrie, die Spitzen- und Tüllbranche, die Bandfabrikation und der Schmuckfederhandel werden durch Bevorzugung der deutschen Industrie große Einbuße erleiden. Deutschlands Industrie hat gerade in diesen letzten Jahren mächtige Fortschritte gemacht und schon jetzt konnten sich die deutschen Fabrikate, die sogenannten Parmer Artikel, der französischen Konkurrenz würdig zur Seite stellen.

So wachsen vielleicht für verschiedene unserer Industrien aus diesem Krieg unabsehbare Zukunftsaussichten und wir können uns schließlich noch darüber freuen, daß so vieles Geld, das seither grundlos ins Ausland geflossen ist, unseren deutschen Landen künftig gezwungenermaßen erhalten bleibt. Die Pariser Mode wird für uns künftig vielleicht nur noch ein Schemen sein und sich an ihrer Stelle eine deutsche Eigenmode erheben, die in ihren ersten Gängen auch seither schon eingeseht hat und die uns auch rein äußerlich von fremdem Geist und fremdem Aussehen emanzipieren wird.

H. a. n. s.

Gottlieb Graf Haefeler — ein 78-jähriger Freiwilliger!

Aufrecht und energisch: das ist die Signatur dieses Greisengesichts, das jedem Deutschen bekannt ist. Was Haefeler uns gewesen ist und noch ist, wird sich jetzt zeigen, wo seine Lehren wirken sollen. Kann der greise Feldherr auch die Strapazen eines großen Krieges nicht in dem Ausmaße ertragen, wie früher, so wird seine Meldung als Freiwilliger doch einen großen moralischen Effekt haben und für unsere braven Truppen ein neuer Ansporn sein, das Neueste zu leisten. Wird das nicht beinahe schon im ganzen Volke geleistet? Man braucht nur die Bilder dieser Seite zu betrachten, um zu sehen, wie ein jeder am Platze ist in der festen Überzeugung, daß uns so der Sieg werden muß!



Illustr. Photo-Verlag, Berlin.



Schüler bei Ernte-Arbeiten.

Phot. Berliner Ill.-Bef.



Phot. R. Sennett, Berlin SW.
Eingezogene Väter mit ihren Söhnen.



Postbote als Ersatz für eingezogene Briefträger in Friedenau bei Berlin.



Frauen eingezogener Schaffner versehen deren Dienst — eine der Nachahmung empfohlene Maßregel!

II. Jahrgang.
No. 34

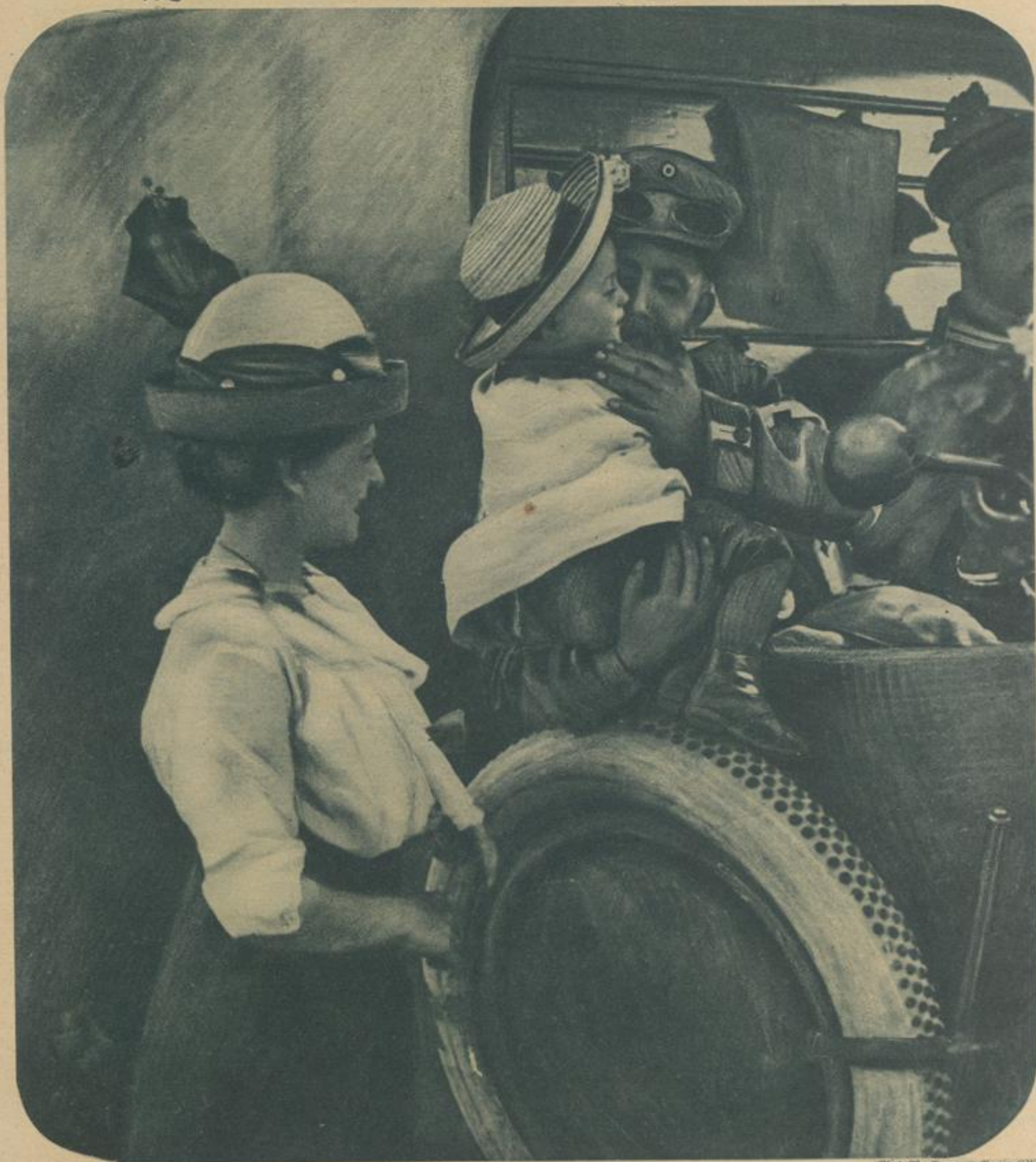
4. Kriegsnummer^{*)}

20. August 1914.
Einzelpreis 10 Pfg.

Das Illustrierte Blatt

Verlag der frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H. Frankfurt am Main

„Fürs Vaterland — mit frohem Mut!“



Der Abschied eines Vaters.

^{*)} Die anderen Nummern können nachbestellt werden.



Der russische Versuchter.

Wenn Du auf mich hörst, so ist das Reich da unten Dein.



Es geht nicht alles so, wie man denkt.

Die russisch-französische Freundschaft.

Unsere Bilder sind einem berühmten, alten, französischen Karikaturenwerk entnommen, das nur noch in zwei Exemplaren existiert. Der grimmige Karikaturist Daumier hat in diesen Blättern, die auf die Ereignisse der Jahre 1840—55 Bezug nehmen, den Russen böse zugelegt. Sie werden lächerlich gemacht, soweit es nur geht. Das Werk hat den außerordentlichen Beifall der Zeitgenossen gehabt — jetzt haben der russische Bär und der welsche Hahn wieder einen gemeinsamen Käfig bezogen — aber vielleicht erscheint schon im nächsten Jahre ein ähnliches Karikaturenbuch in neuer, verstärkter und noch bissiger Auflage — wir wollen es mit allen Kräften wünschen.



Die von den deutschen Truppen besetzte große Luxemburger Brücke in Luxemburg.

„Frisch auf! Kameraden“



Aus dem Kriegsjahr 1870: Deutsche Kavallerie greift erfolgreich einen französischen Transportzug an — eine Scene, die sich auch jetzt vielfach wiederholen dürfte.



Kampflied.

Nun geht es in den Kampf
Und Pulverdampf!
Weine nicht, Mutter, weine nicht, Weib!
Viel Blei zielt vorbei. Und trifft's den Leib,
Tränk' ich die deutsche Erde mit Blut,
In der es sich so herrlich ruht.
Freudig geht's in den Kampf!

Die Kriegesfahnen flattern
Durch todtschwangres Knattern.
Denkt noch kurz an Weib und Kind.
Hurra und geschwind, vor Gefahren blind
Drauf an den räubernden Feind,
Der zu Dreien vereint
Deutschland zerreißen möchte!
Wir sind keine Knechte!
Zeigt es im Kampf!

Dem grausamen russischen Bär
Brenn' unser Gewehr
Löcher in den filzigen Pelz!
Rausche, deutscher Adler, vom Fels!
Pack' den geblähten Hahn und zerzupf'
Und rupf' ihn, daß er verblutend hupf!
Der Bulldogg in die gesträßigen Zähne
Einen Faustschlag, daß sie zum Teufel gehn!
Die Bestien machen uns nicht zittern.
Bald haben wir sie hinter Gittern.
Deutschland hab' Ruh!

Deutschland, geliebtes, hab' Ruh!
Und Europa dazu!
Die Welt soll am deutschen Wesen genesen.
Pflügen, säen und Garben lesen.
Doch jetzt dreschen Kolben nach blutiger Saat.
Ganz Deutschland ist Schwert, ist Faust, ist Soldat!

Sauset Geschosse, plahet Granaten!
Voll in Waffen, singende Taten!
Auf gegen die Räuber!



Photothek, Berlin.

Das Verteilen des Essens.

worden ist, wurden zerstört und in Brand gesteckt. Hofrat Kattner wird allgemein als ein äußerst feingebildeter Mann mit vielen kulturellen Interessen geschildert. Als die russische Polizei sich bequemt, dem Treiben des Pöbels Einhalt zu tun, war das Entsetzliche schon geschehen. Die Russen werden dieses barbarische Vorgehen büßen müssen. Sie werden natürlich wieder die angeblich schlechte Behandlung der Zarin-Mutter ins Feld führen, obwohl es längst erwiesen ist, daß diese Dame mit der größtmöglichen Ritterlichkeit durch Deutschland befördert worden ist. Daß wir ihrerwegen unsere Mobilisation unterbrechen sollten, damit sie über Cydnahnen gemächlich nach Hause fahren konnte, war natürlich zu viel verlangt — selbst für eine Zarin-Mutter. Es ist aber gar nicht anzunehmen, daß die Russen im Ernste wegen solcher Lappalien derartige Brutalitäten begangen haben. Sie haben vielmehr nur einen Vorwand gesucht und da war ihnen alles recht.

Das Russenlager auf dem Truppenübungsplatz in Döberitz.

In der großen Zentrale Berlin und in der Umgebung der Reichshauptstadt waren zur Zeit der Mobilisation viele Tausende von Russen, die nicht mehr in die Heimat abgeschoben werden konnten. Um sie alle an einem Orte zu haben und möglichst genaue Kontrolle üben zu können, hat man sie in Döberitz in einem Barackenlager untergebracht. Es sind dort Leute aller Gesellschaftsklassen versammelt: Arbeiter, Ärzte, Studenten, Staatsbeamte, Millionäre und Landarbeiter. Soweit die Leute keine Mittel haben, werden sie auf Staatskosten verpflegt. Viele von ihnen werden froh sein, daß sie so gut untergebracht sind. Vielleicht haben sie noch nie so gut zu Mittag gegessen. Man darf wohl ohne weiteres annehmen, daß unsere Leute in Rußland nicht so behandelt werden und daß sie mehr zu erdulden haben, als die Russen bei uns. Welcher Gemeinheiten man drüben fähig ist, beweist die Ermordung des greisen Hofrats Kattner, der als Verwalter in der deutschen Botschaft zurückgeblieben war. Kattner wurde vom Pöbel einfach niedergemacht, die kostbaren Räume der deutschen Botschaft, die erst vor kurzem bezogen



Die von dem Petersburger Pöbel zerstörte deutsche Botschaft in Petersburg.



Photothek, Berlin.

Ein neuangefommener Trupp.

Weibliche Spione. 1870-71.

Raum ist die Kriegsfurie entfesselt, so mehren sich auch die Meldungen über Verhaftungen von Spionen, die unser Vaterland durch ihren Verrat militärischer Geheimnisse an ihre Behörden schwächen wollten. Waren es bisher in den letzten Tagen auch nur Männer, die man glücklicherweise immer noch rechtzeitig ergriff, so sind doch auch Frauen nicht selten die willigen Werkzeuge gewesen, wenn es galt, dem Feinde des eigenen Vaterlandes durch Spionage zu schaden. So hat man erst kürzlich in Vivres, im Departement Seine-et-Oise der Juliette Dobu ein Denkmal gesetzt, das von der Herzogin d'Albe angefertigt ist und für dessen Errichtung sich ein Komitee gebildet hatte. Juliette Dobu war eine Telegraphistin in Vithiviers, die 1870 die deutschen Depeschen auffing. Sie war mit den Zeitungen vertraut und fing nachts die Depeschen auf, die die Deutschen von Vithiviers absandten. Siebzehn Nächte hindurch hat das 22jährige Mädchen Abschriften von Berichten und Antworten gemacht. Der Telegraphendraht ging dicht an ihren Fenstern vorbei und es wurde ihr leicht, die Leitung aufzufangen. So verriet sie den ganzen Gedankenaustausch des Feindes in und um Vithiviers, das von Deutschen besetzt war. Am 5. Januar 1871 wurde sie durch ihr Dienstmädchen verraten. Sofort gefangen genommen, verurteilte sie der deutsche Befehlshaber von Vithiviers zum Tode. Sie sollte erschossen werden. Doch Prinz Friedrich Karl, der sich im Hauptquartier von Orleans befand, ließ sie als Gefangene



Zur Neutralität der Schweiz.
Der Kaiser und Oberst Wille, der Kommandeur
der Schweizer Truppen.

nach Deutschland führen. Nach Frankreich zurückgekehrt, ist sie in Vivres gestorben.

Eine andere, überaus verwegene Spionin war die junge, blendend schöne Russin Rose Petrovitch, die im russisch-japanischen Kriege ihrem Vaterlande in dessen direktem Auftrage auf dem Wege der Spionage wertvolle Dienste zu leisten hoffte. Zum Glück wurde ihr verderblicher Einfluß auf einen jungen strebsamen Offizier einem Freunde desselben noch zuvor klar, ehe sie ihre Absicht erreichte. Nach dessen Mitteilung an den Vorgesetzten waren kurz darauf beide, Offizier und seine schöne gefährliche Freundin, spurlos verschwunden. Bekannt und in Erinnerung dürfte noch die Geschichte jener französischen Spionin Marie Petersen sein, die in Kiel vor etwa Jahresfrist ihre Bekanntschaft mit einem Unteroffizier der Marine-Minen-Abteilung dazu benutzen wollte, von ihm Geheimnisse militärischer Natur zu erlangen, um sie an Frankreich zu verkaufen. Ein anderer Fall betrifft eine Französin, die als bekannte Schönheit, La belle Lison, ihr eigenes Vaterland durch einen französischen Offizier verraten lassen wollte. Sie selbst, die ihn nach langem Zögern endlich doch zur verbrecherischen Tat angefeuert, war dann nach Entdeckung derselben sogar seine Hauptbelastungszeugin. Endlich sei noch des englischen Offiziers George Herbert Parrot gedacht, der Geheimnisse der englischen Marine unter dem Einflusse einer Variété-Künstlerin an eine fremde Macht um schändlichen Mammons willen verriet.

✱ ✱ ✱



Englische Artillerie.



Englische Radfahrer-Patrouille.

Aus dem englischen Landheer.



Englische Maschinengewehr-Schützen.

Phot. Ketter u. Co. München.

Der Herzog von Corsona

Roman von Carl Graf Scapinelli

(Schluß.)

Jetzt lief auch ein Motor knatternd, ratternd, pustend an, um gleich wieder zu verstummen. Ein zweiter setzte ein, kam in Schwung. Der Flieger thronte oben auf seinem Platz, sah stolz in die Menge, die vom Winde, den der Motor erzeugte, erschreckt und lachend zurückgetrieben worden war. Jemand ein Herrenhut tollerte lustig davon. Der Flieger lächelte herablassend von seinem Sitz aus, der leise mitvibrierte. Der Motor ging tabellos, — nun stellte er ihn wieder ab, sprang zur Erde und wartete gelassen.

Einen der Monteure, der ihm seine Lederbreh bringen wollte, wies er ab. Bis jetzt war an ein Fliegen nicht zu denken.

Der Schuppen, der die beiden Flugapparate des Prinzen Petro beherbergte, blieb noch immer fest geschlossen. Er schien noch gar nicht da zu sein.

Isabella Marotti atmete erleichtert auf, — nun trat Prinzessin Gita mit ihrem Gemahl auf sie zu. Man begrüßte sich herzlich wie alte Bekannte. Auch Herr Marotti war zugegen und wurde der Prinzessin vorgestellt.

„Wir sind Ihnen ja alle so zu Dank verpflichtet, Herr Marotti!“ begann die Prinzessin.

„Mir, ich wüßte nicht wofür!“

„Sie haben doch meinem Bruder die Flucht ermöglicht.“

„Ein rein menschlicher Dienst, Durchlaucht, nichts weiter! Vielleicht tat ich's auch, um zu zeigen, daß die Anhänger der jetzigen Regierung gar nicht nach seinem Leben trachteten!“

„Jedenfalls sind wir Ihnen sehr dankbar!“

„Prinz Petro ist wohl noch gar nicht da?“ fragte Marotti dann die Prinzessin.

„Er kommt erst später. Jetzt ist doch an einen Aufstieg nicht zu denken, — aber, Isabella, laß Dich mal in Deinem neuen Sportkostüm bewundern! Sapperlot: ganz Aviatikerin. Es kleidet vorzüglich!“

Isabella trat etwas apathisch und einsilbig vor.

Nun begann die Mama Marotti gleich:

„Denken sich nur Durchlaucht, das Kind will absolut einen Passagierflug mitmachen. Sie läßt es sich nicht ausreden!“

„Nun, heute wird es ja wohl gar nicht dazu kommen!“

„Was diese Herren da riskieren, riskiere ich auch!“ sagte Isabella trohig.

„Aber Du bist doch ein Mädchen, ein schönes, liebes Mädchen, kein wetterharter, tollkühner Mann!“

„So viel Mut wie Prinz Petro hab' ich auch!“

„Wißt Du mit ihm wetzeln?“

„Er soll nur sehen, daß dazu gar nichts gehört. Er soll sich dadurch geringer einschätzen!“

„Ihr liegt also im Kampf miteinander?“

„Ich und der Lebeprinz — nein — wir hassen uns, Gita!“

„Hassen? Welch' groteskes Wort! — Ah, ich krieg' ordentlich Angst vor Dir!“

„Wenn sich einer so aufführt wie er, dann muß man ihn hassen!“

„Höchstens bedauern, Isabella, auf besseren Weg zu bringen suchen. Ich denke, er ist schon daran, er hat sich doch auf diesen Sport mit Feuereifer geworfen — fast möchte ich leider sagen — mir ist aufrichtig dange um ihn. Man riskiert sein Leben jedesmal!“

Prinzessin Gita wurde traurig.

„Es fliegen jetzt so viele!“ sagte Prinz Wetterstein begütigend.

„Und es stürzen auch alle Tage welche in die Tiefe!“

„Jette Gita langsam hinzu.“

Isabella wurde es unheimlich bei diesem Gespräch, sie nahm den Vorwand, daß sie ihren Führer dort sehe, und eilte davon.

O, ihr Herz klopfte, aber sie mußte aufsteigen, sie mußte, es war ihre Rache, ihr Stolz gegen ihn, und wenn sie abstürzte, es war einerlei — sie mußte fliegen.

Freilich ihr Führer machte ihr wenig Ausflüchten.

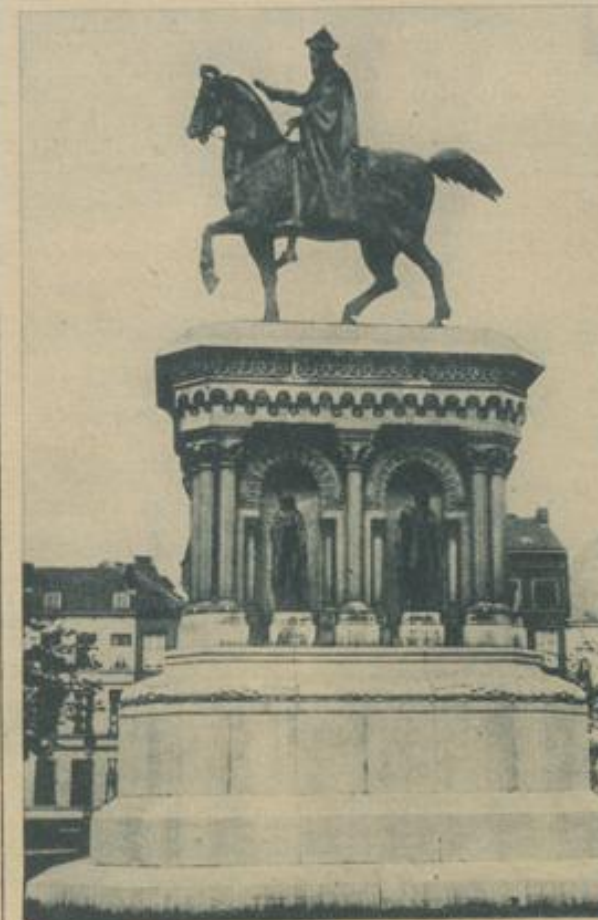
Heute war es doppelt schwer, aufzusteigen, vorläufig an den Passagierflug kaum zu denken, man würde froh sein, wenn sich der Wind soweit legte, daß man um die abgesteckte Bahn ein, zweimal herumkam. —

Draußen ratterte ein Auto, nun klappte ein Wagen schlag laut zu, und wenige Augenblicke später trat Prinz Petro durch das abgesperrte Tor, an den dienenden Billetteuren vorbei, in das Flugfeld.

Die weiße Sportmütze auf dem blonden Kopf. Ein glattrasiertes Gesicht, eine dicke Zigarette, das englische Sacco tief herab bis zu den Knien, in der Taille enger, unten glockenförmig, — eng anliegende Sporthose, — grünbraune Bandage, — Gamaschen oberhalb der schweren gelbledernen Amerikanschuhe.

Die Menge flüsterte sich seinen Namen zu, in die Massen kam Bewegung. Wenn der zur Stelle war, dann wurde sicher geflogen.

Petro grüßte nach allen Seiten, nun drückte er der Schwester und dem Schwager die Hand, die anderen drängten in respektvoller Entfernung nach, schauten, staunten, fanden ihn schlaf, fisch, mutig und hübsch dreinschend.



Aus dem eroberten Lüttich.

Die berühmte Kathedrale und — ein Denkmal Karls des Großen.

„Du wirst doch nicht fliegen. Kein anderer wagt es!“ meinte Gita ängstlich.

„Wegen des bißchen Wind. Natürlich steige ich auf!“

„Warte noch, vielleicht legt sich der starke Luftzug.“

„Nein, nein, ich fliege!“ sagte er bestimmt, und schon trat er auf seinen Schuppen zu.

Er rief die Monteure an, — sie kamen eifertig gesprungen, — er flüsterte ihnen etwas zu und blieb derweil ruhig eine Zigarette anzündend, vor dem Hangar stehen.

Nun wurden die Tore schon geöffnet. — Einige „Bravos“ klangen von der Menge zu ihm herüber.

„Nein, nein, nicht den Bleriot, den Farmann-Apparat“, rief er den Monteuren zu. Jetzt trat er selbst in den Schuppen, schlüpfte in eine braune Lederjoppe, schlang sich rasch auf den Sitz. — — —

„Los, los!“ rief er.

Ein Monteur brachte den Propeller mechanisch in Schwung.

Ein, zwei zischende Laute, dann begann er sich ratternd zu drehen.

Nun setzte Petro die nächstgrößere Geschwindigkeit ein, ließ ihn wieder abflauen — wieder angehen, leise schwang sein Sitz mit.

Er stellte den Motor ab, die Monteure, die hinten den Apparat festgehalten, traten vor. Schnell prüfte er alles, ließ die und jene Schraube anziehen.

Dann sagte er lakonisch: „Es ist gut,“ sprang ab, trat ins Freie.

Die Arbeiter schoben hinter ihm mit lautem „Obacht“ und „Vorsicht“ den breitflügeligen Apparat hinaus, die Leute wichen zurück.

Nun stand Petro am Anlaufplatz; dicht hinter der Flugmaschine, während er feste Handschuhe anlegte, schaute er zum Himmel, dann küßte er eine rote Mütze über den Kopf, zog das Hinterteil über die Ohren — und stieg zu seinem Sitz.

Laute Stille herrschte, — ein Ruck, die Motore liefen knatternd, ratternd an, fest klammerten sich die Arbeiter an das Hinterteil, die Maschine wippte, trieb, wollte sich losreißen, — ein Wink, — man ließ sie frei — — — sie schoß vor, immer schneller, — eine leise Hochschwenkung — nun war sie vom Boden weg — schwebte sanft aufsteigend empor, war mitten zwischen den weißen Flächen des Horizonts; ganz leise schaukelnd trieb sie dahin, dann eine Kurve nehmend und sich langsam emporwindend.

„Bravo, Bravo!“ — Die Menge, die lange genug gewartet hatte, rief es dem Flieger zu.

Trotz des Luftzuges, der sich in den oberen Regionen spürbar machte, kreiste der Aeroplan wie ein mächtiger Riesenvogel um die Bahn, — nun kam er über die Hanoards — über die Menge weg, daß ihr Jubel für Augenblicke das Knattern der Motore zu überdönen schien.

Weiter und weiter zog Prinz Petro die Bogen, — nun war er schon das zweite und dritte Mal um den Platz geflogen.

Unter dem Hallo der Menge kam er jetzt im schönen Weiteflug herab und landete platt, dicht vor der Barriere. Die Herren des Komitees schüttelten ihm die Hände. Gita gab ihm voll Stolz einen Kuß mitten auf den Mund. Alle Bekannten drängten sich heran.

Nur Isabella stand hinten bei dem Schuppen und redete angestrengt auf ihren französischen Flieger ein. Er müsse aufsteigen.

Der löschte, wollte hinter Prinz Petro nicht nachsehen, ließ seinen Apparat auch herausschaffen.

Zuerst wollte auch er allein aufsteigen. Langsam ließ er die Motoren angehen, stieg zum Sitz, — versuchte vom Plage zu kommen, kam schon einen Ruck weiter, blieb aber auf dem Boden.

Isabella ärgerte sich wütend. So ein Pech konnte nur sie haben.

Der Franzose versuchte noch einmal hochzukommen. — Nun war er glücklich in der Höhe, schwebte auch er dahin, — langsam nahm er die Kurve, — der Wind legte sich in die Seite, — jetzt trieb er den Aeroplan zur Erde, — ein wenig zu senkrecht, — die vorderen Achsen trafen den Boden, spießten sich, bohrten sich ins lockere Erdreich und brachen krachend.

Gottlob, ihm war nichts geschehen, — aber an ein Aufsteigen war nicht mehr zu denken. Das ganze vordere Holzgerüst war ruiniert, die Drähte verzogen und verbogen.

Ein Glück, daß der Flieger noch heil davongekommen.

Kein anderer hatte heute mehr Lust, bei den böigen Winden sein Fahrzeug und sein Leben zu riskieren. Die Herren des Komitees, ein paar Mitglieder, die Prinzessin und Petro standen vorne beim Anlaufplatz zusammen und berieten.

Was war zu tun, wollte man für heute lieber die Versuche lassen?

Prinz Petro, ermutigt durch den ersten glücklichen Versuch, durch den Beifall der Menge, wollte noch aufsteigen.

Die Schwester redete ihm ab, aber er blieb dabel. Die Herren des Komitees waren voll Dank.

Nun war auch Isabella Marotti in ihrem Sportkostüm vorgetreten, als wollte sie lauschen, was da besprochen wurde.

Deutlich hörte sie, wie er bestimmt von einem neuerlichen Aufstieg sprach.

Es ärgerte sie. Wie würde Petro im Innern frohlocken, daß der Apparat des Franzosen, mit dem Isabella mit aufsteigen wollte, gebrochen war.

„Fräulein Miarotti, wollen Sie nicht mit mir aufsteigen?“ Klang es jetzt lustig — böshast herüber! „Sie kommen sonst heute um Ihren Passagierflug.“

Sie fühlte, die Augen aller Umstehenden richteten sich auf sie, alle erwarteten irgend eine Antwort, eine Scherzantwort vielleicht nur, aber eine, die traf, die sah.

Eine Tollheit, ein Troß kam über sie. Er war nicht mehr als sie, sollte nicht mutiger sein, — sollte sie nicht gering achten.

„Wenn Sie mich mitnehmen, — wirklich mitnehmen!“ — Es klang fest, bestimmt, wie um ihn zu prüfen.

„Ja bitte!“ sagte er, „aber gleich — ohne Zögern. Es wird früh dunkel!“

Isabella nahm allen Mut, allen Troß zusammen. Sie hörte nicht mehr, was man um sie sagte, sah nicht mehr, was um sie geschah. Von den Händen der Monteure gestützt, schlang sie sich auf den Sitz. Laut lärmte und zitterte der Motor hinter ihr — ihr war alles gleich.

Jetzt stieg Petro neben sie, sah ihr lachend in das etwas bleiche Gesicht, daß sie jäh erschreckt den Blick abwandte.

Er griff an die Kurbel, — „Los, Los!“ — — —

Sie fuhren vor, — dann hoben sie sich, schwebten — schwebten dahin!

Unter ihnen versank die Erde immer tiefer. Mit zitternder, krallender Hand hielt sie sich an den schmalen Seitengriffen des Sitzes, stemmte ihr Fühchen fest und ängstlich auf das Fußbrett. Ihr Blick war hilflos nach vorne in die Leere der Luft gerichtet.

Nun war sie allein mit ihm, — mitten im Äther — nur ihm überlassen — sie wagte kaum zu atmen, kaum sich zu rühren. Tief, tief unten die Welt, — nur rechts neben ihr — er, ihr Feind, der ihren Mut sehen sollte. Eilig schnitt die kalte Luft ihr ins blasse Gesicht, ganz undeutlich fühlte sie seine warme Nähe, sah jetzt auch seine linke Hand sich sicher und ruhig auf der Lenkstange bewegen, sah die verwundete Rechte ein wenig steif und kraftlos sich daneben stützen.

„Nicht wahr, schön ist's da oben!“ sagte er plötzlich — immer angestrengt vor sich sehend. „Ich bin entzückt, daß Sie sich mir anvertraut haben!“

Sie schwieg noch. Ja, sie fühlte, sein Geist, sein Gesicht führte sie, trug sie mit der Macht des Motors über hunderte, tausende Tote hinweg — zu schwindelnder Höhe.

Und mitten in der schrecklichen Angst mußte sie diesen Mann an ihrer Seite bewundern, der gar nicht an Gefahr und Tod dachte, der so sicher und zuversichtlich, so selbstverständlich und natürlich dem Fahrzeug, — dem Winde befohl.

Ganz kleinlich und dumm erschienen ihr auf einmal all die Redereien über ihn, — erschien ihr sein tolles Leben, ganz kleinlich und dumm ihr Troß und ihr Groll.

Es steckte doch mehr in ihm, mehr Energie, mehr Mut, als sie geglaubt. — Sie hatten eine scharfe Kurve gemacht, bei der der Aeroplane bedenklich geschaukelt hatte, — aber das schien ihn gar nicht zu beirren, — er schaute nur schief vor sich, spähte in die Tiefe.

Nun drang der Jubel der Menge deutlich zu ihm, es schauerte sie, froh sie, da sie die unten brüllen, schreien, jubeln hörte, aber er lächelte nur an ihrer Seite und sah dann, die Untenstehenden kaum mehr beachtend, vor sich.

„Jetzt entführe ich Sie übers Meer!“ rief er.

Endlich wagte auch sie, ein wenig abwärts zu blicken, — glühend schimmerte die Küste, die brausende Meeresflut zu ihnen herauf, eine weite, lebendig schäumende Fläche.

Fast stand ihr das Herz still — vor Schreck!

„Wenn wir da hineinstürzen, ist es immer noch besser, als auf die festen Köpfe der Menge vom Flugplatz!“

Sie wollte reden, ihn bitten, nicht tollkühn zu sein, aber sie konnte nicht, kein Wort kam ihr von der Zunge.

Und es war ihr jetzt auch, trotz der ersten furchtbaren Bangigkeit, alles gleich. Er war ja bei ihr, — er, den sie hasste, den sie geliebt hatte wie keinen. Er war denen da unten genommen, er war über sie erhoben, über seine eigenen Fehler und Schwächen, geläutert und gereinigt durch den brausenden Luftzug der Höhen, gewachsen durch seine Aufgabe. Sie dachte kaum mehr an sich — an ihren Tod, an einen eigenen Absturz — nur an ihn dachte sie: an sein Leben.

Nur für ihn zitterte sie jetzt und fand es doch unendlich süß und einfach, — der beste Schluß dieser unglückseligen Reizung: wenn sie beide ins Meer fielen.

Aber eine jähe, feste Hoffnung, ein Vertrauen kam über sie: er würde sie sicher führen gegen alle Winde, gegen alle Gefahren.

Hinter ihnen sang der Motor unablässig sein schnaubendes, eintöniges Lied, das Lied der Kraft, das alles überwindet, das Erdschwere zu Schanden macht und Windesgewalt bekämpft.

Nun hatte sich Isabella unwillkürlich gedreht, — ihr Gesicht mehr zu ihm gewendet; scharf hob sich sein Profil vom grauen Hintergrund ab, leuchtend klar sahen seine Augen vor sich — ins unermessliche Weite. —

Sie hatten mitten über der weiten Wasserfläche eine Kurve beschreiben und kamen langsam über Nizza dahin.

gefahren, — auf allen Dächern, in allen Straßen standen Menschen, kleinwüchsige Menschlein, die zu ihnen heraufsahen.

Die Rufe und der Jubel verhallten fast.

Jetzt würden sie wieder vom Prinzen reden, die da unten, — aber auch ihr Name würde dabei genannt werden, dachte sie plötzlich.

Eilig schnitt die Kälte, durchfuhr ihren ganzen Körper. Es war ihr weh ums Herz, sie fühlte sich schwach und müde.

Kein Haß gegen ihn war in ihr; Achtung vor dem Menschen, in dessen Hand ihr Leben lag, stieg vor ihr auf.

„Ist Ihnen kalt?“ rief er wieder.

Sie nickte.

„Wir sind in zwei, drei Minuten am Flugplatz. Wenn es Ihnen heimlicher ist, wärmer, dann halten Sie sich ein wenig an mich.“

Zögernd fuhr ihre Hand um seine Taille, — zögernd legte sie sie fester um ihn.

„Isabella, grollen Sie mir noch immer?“ fragte er, aber gar nicht schwärmerisch, sondern bissig lachend.

Sie schüttelte den Kopf. Sie konnte jetzt nicht reden.

Unter ihnen lag schon der weite Landungsplatz, er kreiste von der Seite darüber.

„Jetzt Achtung, — halten Sie sich fest an mich — wir fahren im Gleitflug hinab — nur ein wenig zurücklegen!“

Der Wind stemmte sich ordentlich gegen sie, — aber sie fuhren dennoch quer durch die Luft zu Tal — schon sank das Dunkel über das Land, je tiefer sie kamen, desto stärker. —

Plötzlich, sie hatte es kaum bemerkt auf dieser eiligen Fahrt von der Höhe, drehten sich die Räder beim Anfahren an den Boden, — schwiegen die Motore, riefen, liefen die Leute, und schon sprang Petro flink vom Sitz — fest, lustig stand er mitten auf dem Rasen. —

Eine Hühnerherde umgab ihn jetzt — nach der Kälte in den hohen Luftschichten.

Das Publikum drängte heran, — die Monteure wollten Isabella heraushelfen. Aber er wies sie zurück, reichte ihr selbst die Linke hin, nahm jetzt ihre Rechte. „Hoppl“, sagte er — nun stand auch sie neben ihm: Steif, kalt — matt und doch mit leuchtenden Augen.

Stumm schüttelte sie ihm die Hand. Ihr schien es, als wäre sie aus einem Traumreich wieder in die graue Wirklichkeit versetzt. Aber sie hatte keine Zeit zu denken, zu überlegen, schon kam ihr Vater, ihre Mutter, Gita, alles umringte sie, bestürmte sie mit Fragen, lachte, war froh und selig über den glücklichen Verlauf der Fahrt.

„Großartig war's, großartig!“ Nur die paar Worte brachte sie über die Lippen.

Auch Miarotti kam auf Petro zu und dankte ihm mit einem warmen Händedruck. Ihm war, als sei seine Tochter ihm jetzt erst wiedergegeben. —

Das Publikum drängte hinaus, — die Bekannten warteten noch auf Prinz Petro. Mitten unter ihnen schritt auch Isabella.

Sie gehörte ja zu ihm — jetzt — sie hatte ihm ja ihr Leben anvertraut. Aber er fühlte ihre innere Bewegung, er wollte sie nicht mit Worten und Fragen verwirren. —

Er schritt in bester Laune dem Schuppen zu, befohl dem ersten Monteur, auf das Fahrzeug zu achten — steckte sich dann gleich eine Zigarette an und blieb befriedigt, über gleichgültige Dinge plaudernd, bei den anderen Personen.

Isabella wollte schon dem Ausgang zustreben — sie hatte das Bedürfnis heimzufahren, allein zu sein. — Aber dann sah sie ihn dort stehen.

Kein, er sollte nicht denken, daß sie kleinlich sei, ihm noch grolle. Er sollte ihr nicht wieder entschwinden, durch der Lüfte Gewalt genommen werden.

Seit sie selbst dort oben gewesen, wußte sie, wie mächtig diese Gewalt war, wie klein trotz Kraft und Geist in ihrer Mitte — der Mensch.

Heute war es glücklich vorübergegangen, — heute war er der Herr geblieben, vielleicht auch morgen. — Aber immer? Er durfte nie mehr fliegen, nie mehr aufsteigen. Sie war eine Tochter dieser festen Erde und wollte ihn den Lüften nicht lassen.

Sie mußte es ihm sagen, heute, jetzt gleich noch, drum reichte sie ihm die Hand:

„Ich danke Ihnen, Prinz Petro. Sie sollen nicht glauben, daß ich kleinlich bin, Ihnen noch grolle!“

„Haben Ihnen die Lüfte das ausgetrieben?“ sagte er scherzend. „Sonst hätte ich Sie auch gleich übers Meer entführt, Isabella! Aber vielleicht ein anderes Mal! Nicht wahr!“

„Nein, nein, Sie dürfen nicht mehr aufsteigen. Es ist ein Spiel mit dem Leben, ich habe es heute selbst gefühlt!“

„Es ist meine neue Aufgabe, Isabella, mein einziger Beruf. Sie werden mir den doch nicht nehmen wollen!“

„Bitte, bitte, versprechen Sie mir, nie mehr zu fliegen, bei — unserer früheren Reizung, — bitte!“

Er lächelte frei und antwortete: „Bei dem, was gewesen ist, kann ich nichts versprechen. Wenn Sie sagten, bei unseren jetzigen schönen Luftbeziehungen: vielleicht würde ich es mir dann überlegen!“

Hier galt es nicht, sich wegen Wortklaubereien zu streiten, tapfer sagte sie:

„Bei unserer jetzigen Reizung, Petro, wenn Sie ein wenig noch für mich, für Ihre Familie fühlen!“

„Und was soll ich dann tun? Wieder Liebesprinzen werden? — Oder Herzog von Sorfona?“

„Nein, vernünftig, bodenständig sollen Sie werden, — ein Gut verwalten, im kleinen regieren!“

„Isabella, Sie verzeihen, aber dazu fehlt mir das Geld. Mein letztes Kapital liegt dort, in den beiden Fahrzeugen!“

„Ach, Geld — Geld hab' ich — haben Ihre Freunde!“

„Was mache ich mit dem fremden Geld?“

„Sie heiraten eben!“

„Mich will doch niemand als die Windsbraut!“

„Petro!“

„Isabella!“

„Verstehen Sie mich noch nicht? Ich möchte mich Ihrer annehmen, Sie zu einem richtigen Menschen machen, aber dazu muß ich Sie doch ständig in meiner Nähe haben! — Nun rede ich aber nicht mehr; ich bin in meiner Angst schon zu weit gegangen!“

„Wenn Sie sich mir geben, mir leben wollen, Isabella? Wenn Sie mich statt des Aeroplans in die höheren Regionen tragen! Mitten aus einer neuen Pflicht reihen Sie mich, und ich lasse sie gerne, — es war ja alles nur ein Suchen nach Ihnen! — Glauben Sie an meine Liebe?“

„Ja!“ hauchte sie und preßte seine Rechte, daß es ihn schmerzte.

„Und nicht wahr, Sie fliegen nicht mehr, Sie bleiben mir! Wir wollen ja glücklich sein, — o nicht sad glücklich, überall hin wollen wir unser Glück tragen. — Ein richtiger Fürst sollen Sie sein —!“

„Sie, Sie — liebe Isabella — ich glaub, für heute wenigstens sagen wir uns „Du“!“

Da lachte sie selig und fein, hängte sich in seinen Arm und meinte: „Ja, ja, natürlich nur für heute!“

— — — — —

Aber aus dem heute sollte ein immer werden.

Der alte Miarotti hatte noch am selben Abend, zwar etwas brummig, aber doch ganz ohne Zögern seine Zustimmung zu der Verlobung gegeben. Erst jetzt erfuhr er, daß die beiden sich schon in Baden-Baden in Liebe getroffen.

„Und Sorfona und meine Partei?“

„Ach, Papa, Du hältst ja Petro dadurch vom Regieren ab!“

Am meisten freute sich Gita, die ihren Bruder, der ihr und der ganzen Familie so große Sorgen gemacht, plötzlich gerettet und vernünftig sah.

Die Mama, Herzogin Luise, würde ja Isabella auch Dank wissen und ihr „wegen des vielen Geldes“ ihre bürgerliche Herkunft gerne verzeihen.

Die Zeitungen brachten in den nächsten Tagen große Berichte über den lässigen Flug Prinz Petros mit — seiner Braut.

Das Paar lachte und hütete sich, diesen Anachronismus zu berichtigen.

„Deine Braut wurde ich doch viel später!“

„Natürlich — ganze zehn Minuten nach dem Flug!“

Desto genauer wußten die Blätter zu erzählen, daß Prinz Petro von Maudon leider trotz seiner schönen Chancen sich nicht weiter an der Flugwoche beteiligen werde, — und daß er mit dem großen Vermögen seiner Frau sich wahrscheinlich in Deutschland niederlassen würde.

Überall sprach man von dieser Verlobung, die einen voll Reiz, die andern voll Freude, und es waren viele darunter, die Isabella Miarotti beneideten, und nur wenige, die ihr den Prinzen und dem Prinzen ihr Geld gönnten.

Sie hatten gleich in den ersten Tagen ihre festen Zukunftspläne gemacht. Zuerst wollten sie nach ihrer Verheiratung nach München, wo er noch einige Vorlesungen hören wollte, — dann wollten sie, gleich den Wettersteins, vor der Hand von Ort zu Ort reisen, zur internationalen Gesellschaft gerechnet werden.

Der „Liebesprinze“ sollte die Fesseln der Ehe nicht zu sehr fühlen, sollte reisen und schauen lernen, an Isabellas Seite.

Den Karneval verbrachten sie noch in Nizza. Hoch oben auf einem herrlich geschmückten Wagen, unweit von Isabella, saß Prinz Petro als Pierrot, warf Konfetti und Blumen in die Menge, schwang lachend die Pritsche, und unter ihm jubelte und tollte das Volk, sie feierten ihn wie den Prinzen Karneval selber, — sie liebten ihn wie diesen. — Aber morgen schon, morgen war Aschermittwoch. — Da wollte er für alle Sünden Buße tun, da sollte auch der „Liebesprinze“ mit dem Prinzen Karneval sterben — nur der elegante, vornehme Prinz Petro von Maudon, Herzog von Sorfona, sollte in ihm weiterleben.



Das rote Kreuz

Truppen auf Truppen ziehen ins Feld. Das Straßenbild der Städte wird von dem Kriegsaufmarsch beherrscht. Nicht weniger wichtig als unsere Soldaten, die vor dem Feinde stehen, sind die Leute, die ihnen helfen, wenn sie verwundet auf dem Felde der Ehre liegen. Die große Begeisterung und der Opfermut, die in ganz Deutschland vorhanden sind, haben auch die freiwillige Krankenpflege ergriffen. Schon in den ersten Mobilmachungstagen war das Angebot der freiwilligen Krankenpfleger ein überaus großes und, was der Heeresverwaltung besonders lieb war: nicht nur ungelernete und unangeübte Leute stellten sich dem Vaterlande zur Verfügung.

Vor nicht langer Zeit konnte das Rote Kreuz ein seltenes Jubiläum feiern und stolz auf eine große Vergangenheit zurückblicken. Damals wurden die Erinnerungen an die Kriegsjahre 1870/71 aufgeführt. Mancher, der den Feldzug mitgemacht hatte, weilte ja noch als Veteran unter den jüngeren Mitgliedern. Seit



Phot. A. Giese, Berlin.

Die neue Kriegsausrüstung der Krankenpfleger:

von links: 1. der Kolonnenführer, 2. mit dem Beile ausgerüstet, 3. mit dem Verbandkasten, 4. mit Stricken, 5. mit der Säge.

1870 hat das Rote Kreuz gewaltigen Ausbau seiner Organisation erfahren. Es gibt kaum noch ein Städtchen, in dem nicht eine Ortsgruppe vorhanden wäre. So findet das große Kriegsjahr 1914 das Rote Kreuz in jeder Hinsicht gerüstet. Daß die ausrückenden Leute auch auf Strapazen gefaßt sein müssen, ist selbstverständlich. Beträgt doch allein das Gewicht ihres Rucksackes gegen 70 Pfund. In den letzten Tagen marschierten die ersten freiwilligen Krankenpfleger nach dem Kriegsschauplatz. Es sind alles, mit wenigen Ausnahmen geprüfte Pfleger, die sich freiwillig dem Sanitätsdienst zur Verfügung gestellt haben.



Phot. Gb. Krafft, Berlin-Griebnitz.

Krankenpfleger und Ärzte zu Pferde.



Phot. Krebs, Berlin.

Der Auszug der Pfleger nach dem Kriegsschauplatz.



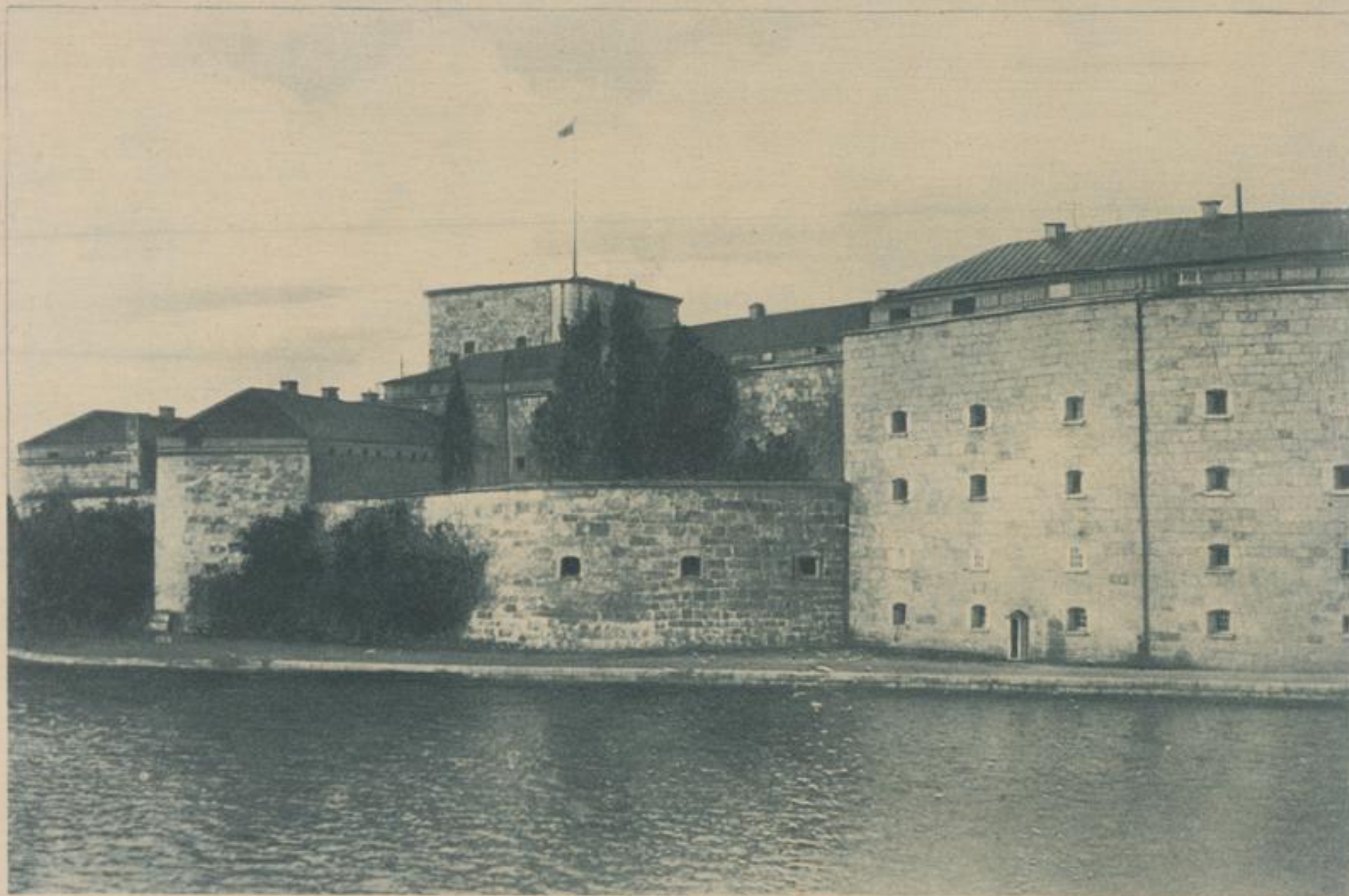
Die ersten französischen Gefangenen in Frankfurt a. M. in der Bethmann-Schule.

Phot. Junior, Frankfurt a. M.



Die ersten französischen Kriegsgefangenen 1870 in Mainz.

Zur finnischen Frage.



Die Wiborger Festung von der Hafenseite aus gesehen.

Ein russisches Kriegsschiff im Hafen von Wiborg.

Man spricht davon, daß Schweden, obwohl es keine Neutralität erklärt hat, daran denke, seine langjährigen Ansprüche auf Finnland geltend zu machen.



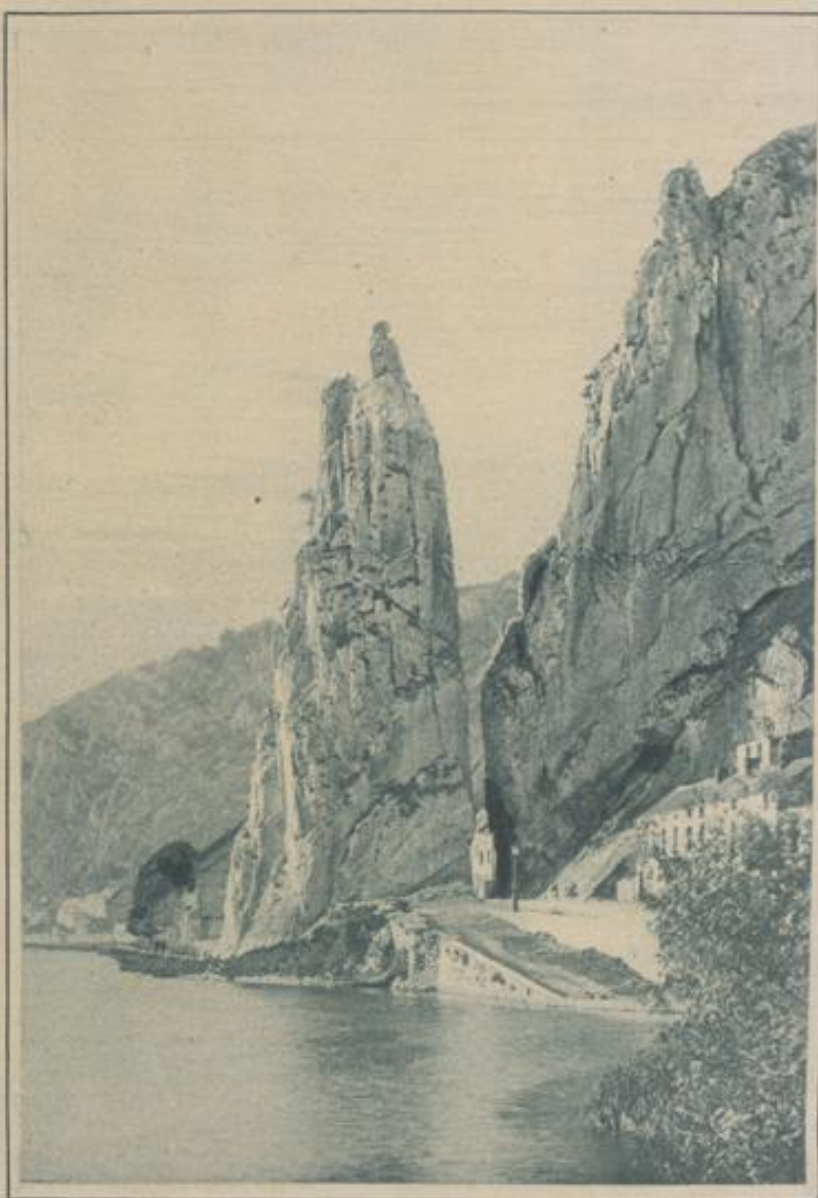
Vom belgischen Kriegsschauplatz.



Eine Ansicht von der belgischen Festung Namur.



Ein Bild auf die Befestigungen von Namur.



Der kleine befestigte Ort Dinant, südlich von Namur.



Panorama von Dinant.



Der Felsen von Gibraltar.



Der Hafen von Gibraltar.

Phot. Kehr u. Co. München

Unsere Freiwilligen!

Zu Hunderttausenden sind die Freiwilligen zu den Waffen geeilt. Die, die noch nicht eingekleidet sind, benützen ihre kostbare Zeit bereits zu regelrechten Uebungen. Unsere Bilder zeigen die Einführung der jungen Leute unter militärischer Aufsicht auf einem von der Stadt Wilmersdorf zur Verfügung gestellten Terrain.



Das Zaunfönigreich im Karst.

Der Schiste im Bunde unserer Feinde! Auch Montenegro hat sich nicht enthalten können, Oesterreich-Ungarn den Krieg zu erklären; sicherlich nur auf eine Weisung aus Belgrad oder gar aus Petersburg. Denn es wäre nicht einzusehen, aus welchem ernststen Grunde König Nikita der benachbarten Großmacht Fehde ansagen sollte, nachdem zwischen Oesterreich und Montenegro gar nichts vorgefallen war, was diesen Schritt aus den eigenen Interessen des kleinen Landes heraus, das erst zwei furchtbar blutige Kriege hinter sich hat, begründen konnte. Aber Cnagora, wie das Land der schwarzen Berge in seiner eigenen Sprache heißt, ist gleich den Serben von jenem nationalen Größenwahn befallen, der nicht Maß und nicht Ziel kennt, und aus dieser unheilvollen Verblendung heraus werden sich die Montenegrimir, die so mutig waren, die diplomatischen Beziehungen zu einer Macht vom



Liegend in Feuerstellung.



In Schönenstellung.

Ränge Oesterreich-Ungarns abzubrechen, jetzt sicherlich sehr wichtig vorkommen.

Sie kamen sich bereits ungemein wichtig vor, die Montenegrier, als vor mehr als zwanzig Jahren Zar Alexander III. den Fürsten Nikita als seinen einzigen Freund erklärte. Es blieb auch nicht bei jener immerhin etwas problematischen Anerkennung; „Väterchen“ schickte auch abgelegene Gemeinde und Anwesen an den „einzigen Freund“, wie der Beherrscher der Schwarzen Berge auch russischen Verehrungen gegenüber niemals die Annahme verweigerte. In dieser Hinsicht war Nikita überhaupt nicht wählerisch; es gab Zeiten, da er sich auch von dem heutigen Feinde nicht ungern unter die Arme greifen ließ, wenn die ewige Ebbe im montenegrinischen Staatsschatz gar zu groß war. Nikita war überhaupt zeitlebens ein guter Geschäftsmann; man braucht nur die Beamten der k. u. k. Postspartakassa in Vesterreich zu fragen, wie geschickt der Fürst das Verrechnungsweisen im Bargeldverkehr mit der Nachbarmonarchie — sagen wir einmal, beherrschte. Ins Ungemessene wuchs Nikitas Stolz, als er der Schwiegervater des Königs einer Großmacht wurde. Es kam hinzu, daß seine Töchter als die Frauen russischer Großfürsten am Newastrand eine nicht unbedeutende Rolle spielten. Nur so ist es zu verstehen, daß dieses winzige Staatengebilde, das vor dem letzten Gebietszuwachs im Balkankriege nicht mehr als 230 000 Einwohner hatte, andauernd eine Rolle in der hohen Politik hat spielen können.



Eine Kolonne bei Marschübungen.

50pt. Remond's Berlin

Schach.

Bearbeitet von J. Riejes.

Alle auf diese Rubrik bezüglichen Zuschriften wolle man an die Schachredaktion des „Illustrierten Blattes“ richten.

Der Kongress des „Deutschen Schachbundes“ zu Mannheim wurde am 1. August, sofort nach Bekanntwerden der Kriegserklärung, abgebrochen. Das Meisterturnier war bis zur ersten Runde vorgeschritten. An der Spitze stand Alschin mit 4½ Zählern. Die zweite Stelle nahm Widmar ein, der auf 7½ stand, aber noch eine glatt gewonnene Gängepartie hatte. Dann folgten Zviemann mit 8, Breuer und Mett mit 7, Markhall mit 6½ (und einer glänzend lebenden Gängepartie).

Die nachstehende schöne Partie wurde in der ersten Runde, am 1. August, gespielt.

Französische Eröffnung.

Alschin.	Widmar.	10. Dd1-g4	17-15
Weiß.	Schwarz.	11. e5-f6	g7-f6
1. e2-e4	e7-e6	12. 0-0-0	c7-c6
2. d2-d4	d7-d5	13. Td1-e1	Ke8-d8
3. Sb1-c3	Sg8-f6	14. Th1-h6!	
4. Lc1-g5	Lf8-e7		
5. e4-e5	Sf6-d7		
6. h2-h4			

Eine Neuerung, die sich bewährt.

6. h2-h4	Le7-g5	15. Dg4-h4	Sb8-d7
7. h4-g5	Dd8-g5	16. Lf1-d3	e5-e4
8. Sg1-h3	Dg5-e7	17. Dh4-g3	
9. Sh3-f4	Sd7-f8	17. Jetzt droht Sc3-d5.	

Stellung der Partie nach dem 17. Zuge von Schwarz.

Schwarz.



Weiß.

18. Ld3-e4!	24. Sd6-e8!	Dg7-f7
Dieses elegante Figurenopfer führt zum Gewinn.	Auf 24. ... Sc4 folgt natürlich 25. Dc5, Df7 26. d5 und Weiß gewinnt.	
19. Sc3-e4	25. Da3-d6+	Schwarz gibt auf; denn auf 25. ... Ld7 oder Sd7 folgt 26. Dc7 matt, und auf 25. ... Dd7 geschickt 26. Df6 + u. t. w.
20. Dg3-h3		
21. Th6-h4		
22. Dh3-a3		
23. Se4-d6		

Haus und Küche.

Reisfrittchen. 125 Gramm Reis wird in Wasser abgekocht, auf einem Sieb abtropfen lassen und dann in Milch mit etwas Salz, einigen geriebenen Mandeln und mit etwas Butter dick gefocht. Unter den dicken Reismisch man etwas abgeriebene Zitrone, 2 Eier und 65 Gramm Zucker, streicht die Masse auf ein mit Mehl bestreutes Blech und läßt sie erkalten. Man schneidet einige Stücke davon, die man zu Schnittchen formt, taucht sie in geschlagenem Ei und geriebenem Bröckchen und backt sie in dampfendem Fett goldbraun. Man streut die Reisschnittchen nach dem Herausnehmen mit Vanillezucker und reicht eine Fruchtsauce dazu.

Bouillonnudeln. Aus einem ganzen Ei, einem Löffel kaltem Wasser, wenig Salz und Weizenmehl macht man einen festen Teig, mangelt ihn recht gleichmäßig dünn aus, läßt ihn eine Stunde ruhen, wickelt ihn zusammen, schneidet ihn in feine Streifen, die man aufgelockert nochmals etwas übertrocknen läßt und gibt sie in kochende Fleischbrühe von Kalb- oder Rindfleisch. Sobald sie schwimmen, schreut man sie mit etwas bereitgestellter kalter Bouillon ab und trägt sie, nach Geschmack, mit etwas Muskat oder gewiegter Petersilie gewürzt auf.

Gebadene Nudeln. Fünf Minuten gekochte Nudeln läßt man ablaufen, kocht sie mit Milch, eigher Butter, zwei Löffel voll Zucker und Zitronenschale dicklich, gibt zwei Eigelb und den Eischnee dazu, füllt in eine gebutterte Form und backt in heißem Ofen braun.

Neue Pellkartoffeln, die man jetzt so gern zum zarten Marjeshering ißt, werden im Geschmack bedeutend verbessert, wenn man sie mit kaltem, leicht gesalzenem Wasser recht schnell zum Kochen bringt, nach zehn Minuten das erste Kochwasser durch frisches, siedendes Salzwasser ersetzt, dem man etwas Kümmel beifügt, damit fertig kochen läßt, das Wasser abgießt, den Topf auf dem Feuer stehend, tüchtig schüttelt und fest verdeckt, bis zum Auftragen stehen läßt. Die Kartoffeln werden dadurch leicht mehlig und zart von Geschmack.

Topfenwachteln. 5 Decagramm Butter, 2 Dotter, 2 Eßlöffel Zucker, 25 Decagramm Topfen (Quark), ¼ Liter Milch, 25 bis 30 Decagramm Mehl (je nach Saftigkeit des Topfens), 1½ Decagramm Backpulver. Nach Belieben auch etwas Zitronenschale. Daraus bereitet man einen nicht zu dicken Teig, den man am Brett rasch durcharbeitet. Dann rollt man ihn fingerdick aus, schneidet davon gleichmäßige Stücke, füllt sie mit Marmelade, schlägt den Teig darüber zusammen, bestreicht die Buchseiten von allen Seiten mit Butter (man zerläßt Butter oder reines Schweinefett in einer Eierspeisepfanne und taucht nun die Buchseiten rasch hinein), legt sie nebeneinander in eine Pfanne und schiebt sie sofort in die bereits gut erwärmte Röhre. Bräunlich backen, ungefähr eine halbe Stunde.

Badner Auflauf. 5 Decagramm Butter, 10 Decagramm Mehl, ¼ Liter Milch und 10 Decagramm Vanillezucker kocht man am Feuer dick ein. Auskühlen lassen, darauf 6 Dotter, 6 Schnee und ¼ Liter Kirschlikor dazu mischen. In einer gebutterten Auflaufform eine halbe Stunde backen und sofort servieren.

Nachdruck verboten.

Rebus.



Rätsel.

Mit i ein Schmuckstück, ein Symbol.
Ein festes Band und doch sehr gern getragen.
Mit a befißt nicht jeder mich.
Nur die ich hier, die aus der Menge ragen.

Auflösungen.

Rösselsprung.

Zwei Kammern hat das Herz.
Trin wohnen
Die Freude und der Schmerz.
Wacht Freude in der einen,
So schlummert
Der Schmerz still in der feinen.
O Freude, habe acht!
Sprich leise,
Dah nicht der Schmerz erwacht.

Germ. Neumann.

Problem.

Man lese zuerst die mittleren Buchstaben der rechtsstehenden Wörter mit W beginnend von unten nach oben. Dann die letzten und darauf die ersten Buchstaben in derselben Weise. Zum Schluss liest man die obere Reihe von hinten nach vorn. Man erhält dann: **Wem der Baum gehört, der bekommt oft die wenigsten Früchte.**

Schirbrätsel.

Wondscheln
Spiegelstrahl
Schwarzwache
Treibjaag
Kinderrei
Schneewehen
Schornstein
Schleife
Trichter
Stutmode
Hochmoor

Zieht den Himmel wie heiter. (Loth.)



Michel und die Triple-Entente.

Theodor Fontane

Kriegsgefangenen.*)

Erlebtes 1870

Korporal Vollnhals erzählt:

Wir rückten um 9 Uhr ins Dorf, drin wir die Schleswiger Husaren schon voranden. Wir waren 60 Mann unter Oberleutnant Schneider vom 11. Regiment, 1. Bataillon (Regensburg). Die Ausgänge waren von den Husaren besetzt; wir verdoppelten die Posten, legten eine Feldwache von 30 Mann nordwestlich und bezogen mit dem kleinen Rest, der uns blieb, Alarmquartiere in der Mitte des Dorfes. Ich war im Dorf.

Um 3 Uhr knatterte es draußen. Der Feind griff von allen Seiten gleichzeitig an; so hieß es denn Anfälle bilden, um die Zurückgehenden aufnehmen und den Feind, woher er auch komme, erwarten zu können. Unsere ausgestellten Posten waren sämtlich weggeschossen worden; die zurückgehende Feldwache hatte schwere Verluste gehabt; so mußten wir denn nur noch 40 Mann. Mit diesen galt es jetzt das Dorf zu halten. Nach Süden hin in geringer Entfernung standen die Husaren.

Eine Viertelstunde lang ging es. Wir attackierten mit dem Bajonett um, drängten das, was uns gegenüber stand, mehrmals an die Einfassungsmauer zurück; aber jedesmal, wenn wir anschlügen, um eine volle Salve in den dichten Haufen hinein abzugeben, hieß es aus dieser Masse heraus: „Schießt nicht, Kinder, wir sind ja Preußen.“ Im selben Augenblick trafen uns Kugeln von hinten her. Nun machten wir lehr, glaubten wirklich, den Feind bloß im Rücken und in unserer Front die Preußen zu haben, aber im selben Moment, wo wir die Schwentung gemacht, umzusehen uns auch schon wieder die Kugeln unserer vermeintlichen deutschen Brüder. Wir wußten nicht ein noch aus, und zuletzt, von Mut und Todesangst getrieben, schossen wir blind in alle Haufen hinein, um dem Spiel ein Ende zu machen.

Aber das Spiel war uns bereits teuer zu stehen gekommen. Alle Offiziere tot. Als ich jetzt an dem Straßeneckungspunkt mich umschaute, sah ich, daß wir nur noch 15 Mann waren. Ich war der einzige Chargierte und übernahm das Kommando. Von allen Seiten gedrängt, zog ich mich in das zunächst gelegene massive Haus zurück und besetzte den ersten Stock, nachdem ich die Tür unten, so gut es ging, verbarrikadiert hatte. An jedem Fenster vier Mann. Ich postierte sie schräg hinter dem rechten Pfeiler, so daß sie gedeckt standen und einen sichern Schutz hatten. Der Himmel war mit uns. Bis dahin war es dunkel gewesen; jetzt aber dämmerte es, und der erste über die Dächer kommende Tageschimmer fiel so hell auf unsere Läufe, daß wir das Korn sehen und scharf zielen konnten, während die Franzosen unten im Halbdunkel standen. So ging es fort, bis alle Patronen verschossen waren; unser mitter werdendes Feuer hatte ohnehin dem Feind schon verraten, wie's mit uns stand. In diesem Augenblick rühte die Masse drüben zum Sturme vor. Noch einen letzten Schuß gab ich ab; dann hörten wir, wie unten die Fenster und Hintertüren eingestossen wurden und alles treppan lärmte. Eine Salve in unser Zimmer hinein, vier von meinen Leuten stürzten; ein Chasseur packte mich beim Kragen und schüttelte mich. Ich stieß ihn in eine Ecke zurück. Während setzte er mir das Gewehr auf die Brust und drückte los, während ich eben den Lauf an der Mündung gefaßt hatte. Die Kugel riß mir die Spitze des kleinen Fingers fort. Jetzt mußte sich's entscheiden. Wir wollten uns eben an den Hals fahren, als ein Offizier, soviel ich verstehen konnte ein Pole, zwischen uns sprang und mich rettete. Er erklärte uns alle „als in seinen Schutz gestellt“, und als er sah, daß wir nur noch elf Mann waren, lobte er uns. Mir nickte er zu, was er jedesmal wiederholte, wenn er später an mir vorüberkam.

Sergeant Polzin erzählt weiter:

Um 5 Uhr früh war alles, was von uns noch übrig war, in dem großen Gastzimmer des einen Gehöftes versammelt, Husaren und Bayern, alles bunt durcheinander. Verwundete gab es nicht; wenigstens haben wir nichts davon gehört.

Es war eine wunderliche Beleuchtung: Kaminfeuer und ein halbes Duzend Lichter, auf Blaker und Flaschen gestellt. Zwei oder drei dieser Lichter standen auf einem großen runden Tisch, der an ein offenes Fenster gerückt worden war; Tageslicht drang ein. Wir atmeten auf in dieser Morgenfrische. Auf dem Tisch selbst lag alles aufgeschichtet, was man den Toten draußen an Geld und Gelbeswert abgenommen hatte; jetzt mußten auch wir deponieren, was wir in unseren Taschen hatten. Mitunter half eine Franktieurshand nach und beschleunigte die Untersuchung. Nun ging es an ein Sortieren und Teilen. Ein Zehntalerschein, dessen Wert

der großen Mehrzahl ein Geheimnis war, wurde verächtlich beiseite geschoben. In demselben Augenblick aber fuhr durch die dem Tisch zunächst stehende Franktieursmauer eine Hand hindurch, griff nach dem Schein und sagte mit unverkennbarem Akzent: „Dir kann ich jaade brauchen.“ Es war eine Art Elitelors, mit dem wir es zu tun gehabt hatten, Fremdenlegionäre, Abhub aus aller Herren Länder, Italiener, Polen, Hannoveraner, und — wie überall in der Welt — auch Berliner.

Von Gelbeswert war uns allen nur eines geblieben: einem meiner Husaren hatte ein Seitenschuß die ganze Uhr aus der Kapsel herausgeschossen; an seiner Uhrschnur hing nichts als die silberne Schale. In gutem Humor hatte man sie ihm als „Andenken an Abhis“ überlassen.

Wir erhielten einen Frühtrunk und einen Bissen Brot; dann ging es auf Chartres zu. Unter dem Jubel der Bevölkerung zogen wir ein.

Gegen Abend sahen wir von unserem Gefängnis aus, daß sich der Himmel gegen Norden hin rötete. Wir ahnten, was es war; drei Tage später wußten wir es. Die ganze Division war von Rambouillet aus gegen Abhis vorgerückt, um das Dorf für seinen Verrat zu strafen. In weitem Kreise standen die Regimenter; dann feuerte die reitende Batterie ihre Brandgranaten in das unglückliche Dorf, und am anderen Morgen war Abhis ein Aischenhaufen.

Unteroffizier Janekle erzählt:

Wir lagen bei dem Dorfe Villaines, zwei Meilen nördlich von St. Denis. Am 3. November früh erhielt ich Order, mit vier Mann einen Rekognoszierungsrück bis Ecouen und Sarcelles zu machen und Nachricht zu bringen, ob sie besetzt seien, wie stark und womit. Das große Dorf Ezonville war halber Weg. Hier sollte das Absuchen beginnen. „Es ist nicht wahrscheinlich, daß sie schon in Ezonville stehen, aber es ist möglich. Also aufgepaßt. Und nun mit Gott.“

Wir ritten aus; es nebelte noch. Das erste Dorf, das wir passierten, hieß Villiers-le-Sec, das zweite Vemesnil-Aubry; der Nebel war inzwischen gefallen, und alles versprach einen klaren Tag. Wir trabten nun auf das dritte Dorf zu. Es war Ezonville. Sein heller Kirchturm blinkte schon durch die Pappeln.

Als wir dicht heran waren, stiegen wir auf drei Mann von unserer fünften Eskadron, die schon vor uns ausgeritten waren. Der Gefreite machte Meldung und stellte sich unter mein Kommando. Ich hatte nun sieben Mann und war guter Dinge; mit sieben Lanzen ist schon was anzufangen.

Ich teilte jetzt meine Streikräfte in zwei Seiten- und eine Mittelpatrouille. Die Mittelpatrouille (für das Dorf bestimmt) war die Hauptsache. Diese führte ich selber und suchte mir zwei Mann dazu aus, die beiden besten. Ich sagte mir so: die drei von der 5. Eskadron mögen gut sein, aber du kennst sie nicht. Deine eigenen kennst du: Rabinsky ist ein Teufelskerl, aber Polacke und unzuverlässig. Pottmüller ist willig, aber noch ein halber Rekrut; bleiben dir noch Sattler Gemke und der rothaarige Schindler, die nimm, die sind gut. Und so nahm ich mir denn Gemken und Schindlern; die drei von der 5. schickte ich links um das Dorf rum, Rabinsky und Pottmüller rechts.

Sattler Gemke hatte die Spitze, dreißig Schritt hinter ihm Schindler und ich; so ritten wir in das Dorf ein. Ich kannte es schon von Mitte Oktober her, wo wir bei hellem Mittagschein durchgekommen waren. Ein langes Dorf, bloß zwei Reihen Häuser; in der Mitte die Kirche mit einem Platz. Ich hatt' es noch gut in Erinnerung.

Die ersten Gehöfte in ihrem weißen Anstrich und mit den Vorgärten, in denen noch das bunte Laub hing, sahen freundlich genug aus; aber in jeder Tür stand ein altes Weib, was mir all mein Lebtes nichts Gutes bedeutete. Ich ritt an die erste heran und fragte: „Franktieurs?“ worauf sie mit dem Kopfe schüttelte, nach Süden hin zeigte und bloß immer wiederholte: „En bas.“ Ich sagte: „Danke, Rütterchen,“ ritt auf die zweite zu und fragte wieder: „Franktieurs?“, worauf diese mit dem Kopfe nickte, auch nach Süden zeigte und auch wiederholte: „En bas.“

Ich war jetzt ärgerlich. Die eine schüttelte, die andere nickte; ich warf ihr also einen altmärkischen Mogensgruß an den Kopf, den ich hier nicht wiederholen will. Vielleicht hatte sie's gut mit mir gemeint. Es ist schlimm, wenn man sich in fremden Sprachen vernachlässigt hat.

Gemke war uns jetzt erheblich voraus. Schindler und ich ritten rechts und links an den Gehöften vorbei; wo es möglich war, hielten wir uns so dicht an den Häusern hin, daß wir in die Fenster des ersten Stocks hineinschauen und den Flur und die Zimmer mustern konnten. Aber

nirgends zeigte sich etwas Verdächtiges. Die Dorfstraße war leer, die Gehöfte wie ausgestorben; nur Kinder spielten im Hof. Männer schien es nicht zu geben.

So waren wir an der Kirche vorbei bis an die letzten, schon vereinzelt stehenden Häuser gekommen und wollten eben auf Ecouen und Sarcelles zu uns in Trab setzen, als zwei Schüsse fielen und Gemke, sein Pferd herumwerfend, in voller Karriere auf uns zusprengte. Er hielt seinen linken Arm in die Höhe, der stark blutete. Jetzt wußt' ich Bescheid. „Gemke,“ rief ich ihm zu, „helfen is nich; Sie müssen sehen, wie Sie durchkommen, immer querselbein; Gott verläßt seinen Männen nich.“ Ich sah noch, wie er über den Graben setzte. Schindler und ich aber machten kehrt und jagten wieder zurück in das Dorf hinein, das wir eben erst verlassen hatten.

Welch ein Wechsel! Die Gasse stand jetzt so vollgepfropft, als ob Jahrmärkte oder Hinrichtung wäre. Es war auch so was. Durch diesen Menschenhaufen mußten wir hindurch. Es schien glücken zu sollen. Die ganze Masse war erstlich noch nicht recht in Ordnung; nur einzelne Schüsse fielen. So kamen wir bis an den Kirchenplatz, wo die Straße nach links hin ausbuchtete. Hier war alles leer. Ich tat einen vollen Atemzug und dachte so vor mich hin: Janekle, das war überstanden.

Aber ich hatte mich verrechnet. In der zweiten Dorfhälfte hatten sie derweilen Zeit gefunden, sich zurecht zu machen, und als wir jetzt in die wieder schmalere werdende Gasse hinein wollten, da sahen wir aus allen Fenstern und Dachluten Gewehrläufe auf uns gerichtet und gleich dahinter einen in drei Gliedern stehenden Schützenzug, der uns mit Flintenschüssen empfing. Ich duckte mich; als wir aber glücklich durch waren, richtete ich mich hoch auf, um zu sehen, was wir noch vor uns hätten, und sah nun, daß bis ans Ende des Dorfes hin und drüber hinaus alle hundert Schritt eine solche Chaine gezogen war, und daß wir also auf dem zwischenliegenden freien Raum das Seitenfeuer der Häuser und das Frontfeuer dieser Chainen auszuhalten haben würden.

In diesen Ritt will ich denken. Schindler, nach links, immer dicht neben mir; nur so viel Zwischenraum, daß er mit seiner Rechten frei hantieren konnte. „Mann,“ rief ich ihm zu, „wir müssen durch! Sein Sommerprofengeficht nickte mir zu, und der rote Spitzbart tupfte ihm dabei vorn auf die Wange und das Kreuz von 66. So ging es hinein; Schindlers Lanze immer um drei Fuß vor. Ich faßte meinen Säbel krampfhaft fest und stieß und hieb, aber das war nur Spielerei; davon ist nicht zu sprechen neben der Lanze meines Rotkopps. Was ich sonst nur immer gehört hatte, hier sah ich es: die Lanze ist eine furchtbare Waffe. Ich will nicht Zahlen nennen, sie möchten doch nicht geglaubt werden; zudem bin ich meiner Sache nicht sicher. Ich weiß auch nicht, wieviel der Anprall der Pferde und wieviel die bloße Furcht vor dieser langvorgestreckten Spitze getan haben mag, aber das muß ich sagen: ich habe den Eindruck, daß uns diese eine Lanze unsern Weg durch all die Kolonnen bohrte. Keine Kugel traf; wir hörten nur das Klatschen auf den Dachziegeln gegenüber.

Jetzt kam wieder eine Lichtung, ein größerer Zwischenraum, und über die Köpfe der zwei letzten Chainen weg, die den Ausgang sperrten, sah ich schon die Pappeln der Chaussee und dachte eben in meinem Sinn: „Sie schießen doch zu schlecht,“ — klatsch, da hatt' ich eins weg in den Schenkel, nicht viel, aber mein Pferd mußte scharf getroffen sein, denn das Blut spritzte hoch auf, und meine weißen Hängschnüre waren wie getränkt damit. Ein Unglück kommt nie allein. In diesem Augenblick rief Schindler: „Unteroffizier, ich bin getroffen,“ und ich sah deutlich, daß er zusammenzuckte. „Halt dich fest,“ schrie ich ihm zu, durch, durch!“ und er packte mit der Linken den Hals seines Brauns und ging wieder hinein. Es war ein prächtiger Kerl. Aber plötzlich fehlte er neben mir; mit halbem Blick nach links sah ich, daß Pferd und Reiter zusammengebrochen waren, und daß man über ihn her war. Ich hatte nicht viel Zeit, darüber nachzudenken, denn im nächsten Augenblick war es auch mit mir vorbei. Mein Pferd, von einer zweiten Kugel in den Kopf getroffen, stürzte zu Boden; ich lag drunter und verlor die Besinnung.

Als ich wieder zu mir kam, war ich unter einem Dach von Bajonetten. Man zog mich hervor und schleppte mich im Triumph in die Mitte des Dorfes, an meinem treuen Schindler vorbei. Er richtete sich noch einmal auf; der Todessehmerz stand ihm im Gesicht. Es hat nicht lange mehr gedauert. Einer von den Franktieurs gönnte ihm eine letzte Kugel. Es war auch das Beste.

Sattler Gemke, wie ich gehört habe, ist durchgekommen und hat seine Meldung gemacht; die Lohse fallen vertrieben. Gemke lebt, Schindler ist tot, und ich — sitze hier.“

*) Die Erzählung ist der populär-historischen Ausgabe von Theodor Fontanes „Kriegsgefangenen; Erlebtes 1870“ entnommen. Verlag Dreyer & Co., Berlin.

Siegreiches Vorgehen der deutschen und österreichischen Flotte.



„Die schwarze Armee“.

die berühmten algerischen Truppen Frankreichs, auf dem Marsche zur Küste, wurde bei ihrer Einschiffung durch deutsche Kriegsschiffe siegreich beschossen.



Antivari.

Leipziger Presse-Büro.

der Hafen von Montenegro, unterlag zum größten Teil der Zerstörung durch die österreichische Flotte. Der Hafen besteht aus nur wenigen Häusern. Die Stadt Antivari liegt einige Kilometer entfernt vom Hafen im Innern des Landes und wurde während des letzten Balkan-Krieges in Trümmer gelegt.

II. Jahrgang.
No. 35

5. Kriegsnummer^{*)}

27. August 1914.
Einzelpreis 10 Pfg.

Das Illustrierte Blatt

Verlag der frankfurter Societäts-Druckerei G.m.b.H. Frankfurt am Main

Lüttich — Brüssel — Mek — Hurra!



^{*)} Die anderen Nummern können nachbestellt werden.

Umfang: 16 Seiten.

Unsere Truppen im Felde.



Infanterie in der Offensive.



Einmarsch in ein Dorf.

Phot. Reichswehr-Verlag, Berlin.



Verlag der Neuen Photograph. Gesellschaft H. & W. Berlin-Steglitz.

Anton HOFFMANN
MÜNCHEN

Von Walter Hoffmann, München.

Anfahrende Artillerie.



Infanterie in Schützenlinie.

Verlag der Neuen Photograph. Gesellschaft H. & W. Berlin-Steglitz.

■ ■ ■ Spotten ihrer selbst und wissen nicht wie. ■ ■ ■



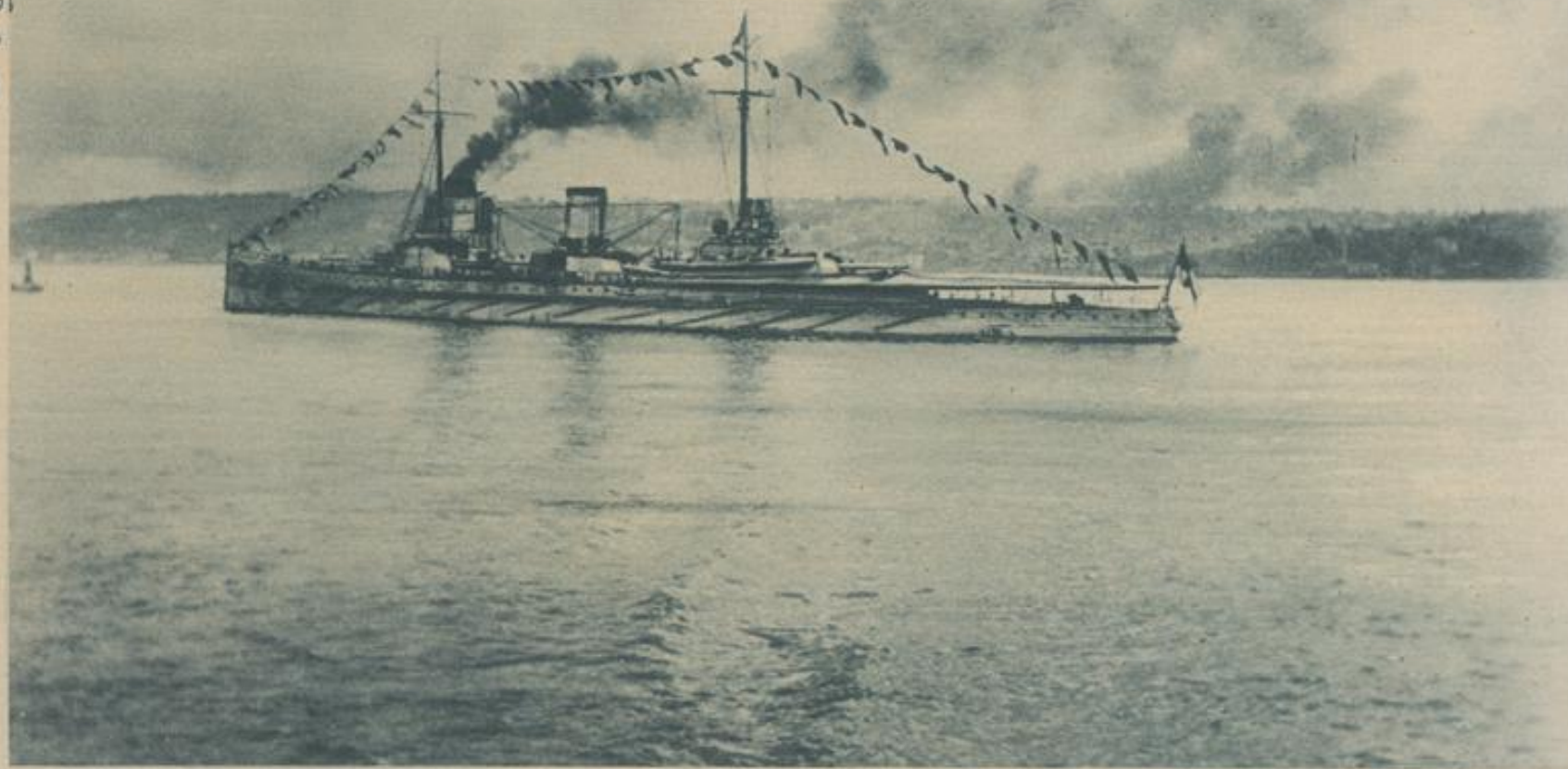
Landungsmanöver.

Der englische Karikaturist, der diese Bilder in einer hochangesehenen englischen Zeitschrift veröffentlicht hat, scheint kein besonderer Freund der englischen Flotte zu sein.

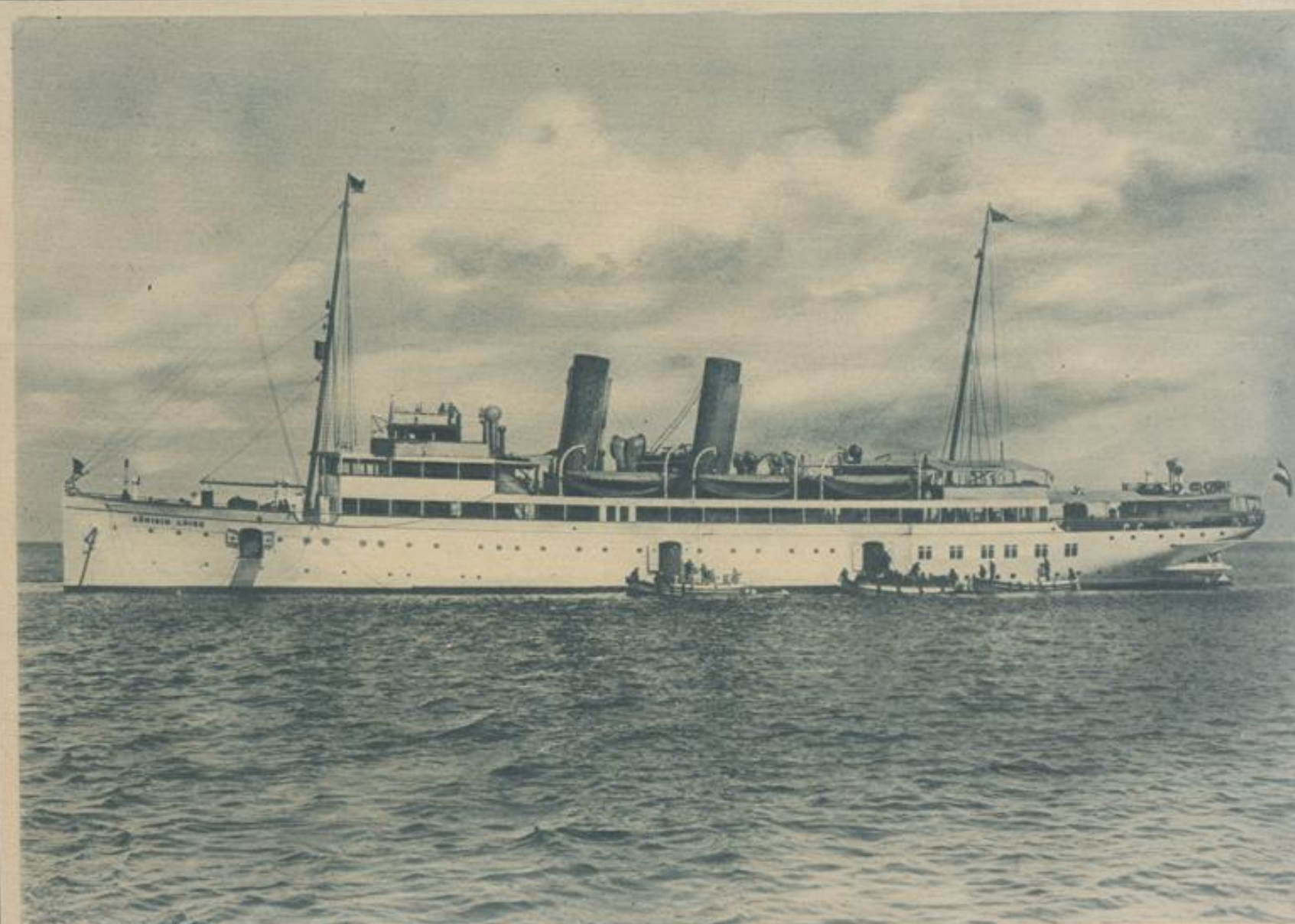


Erfolgreiche Schleppversuche mit einem neuen englischen Landungsgeschütz.

Unsere blauen Jungens.



Eine der letzten Aufnahmen der „Goeben“ im Bosphorus im Mai 1914.



Der tapfere Bäderdampfer „Königin Luise“, durch deren Minen der englische Kreuzer „Amphion“ zum Sinken gebracht wurde.

Das Schiff, das der Hamburg-Amerika-Linie gehört, wurde nach seinem kühnen Vorgehen von den Engländern zerstört.

Der Kirchspielsvogt von Schluchtingen

Roman von K. von der Eider

Erstes Kapitel.

„Alasohn, die Stadtleute kommen an,“ rief die Kirchspielsfrügerische ihrem Manne zu.

„Laß die man kommen. Wegen die vergaloppier ich mir nicht.“

Er hatte es sich in der Sofaecke bequem gemacht, die Pantoffeln von den Füßen gestoßen und diese auf einen Stuhl plaziert. So lag er in schiefer Stellung, rauchte die lange Pfeife und las das Großheider Wochenblatt.

Was kümmerten ihn die Stadtleute! Seine Frau mochte sehen, wie sie mit ihnen fertig wurde. Das sah doch nur nach viel aus und sollte nichts kosten. Für heute war eine größere Gesellschaft aus Großheide angemeldet. Die Frau Doktor Michelsen hatte für dreißig Personen Dickmilch mit geriebenem Schwarzbrot bestellt.

Wochten sie sich die „Kränke“ daran essen, der Kirchspielsfrüger von Schluchtingen rülpste und rührte sich deshalb nicht.

„Batter — der Herr Sekretär!“

„Was?“

Mit einem Rud ließ Alasohn Pfeife und Zeitung und fuhr in die Pantoffeln. Freilich, wenn Sekretär Hellmann dabei war, mußte er auf dem Posten sein. Der Sekretär war einer, vor dem Alasohn an die Nügel kippete. Der galt bei ihm ebenso viel wie einer der Bauern — das heißt ein Marschbauer. Geseftbauern kamen bei ihm überhaupt nicht auf die Rechnung. Dies wollte etwas besagen, denn die Bauern nahmen bei ihm gleich die Stelle hinter dem Herrgott ein.

Jens Hellmann stand vor dem Wirt, noch ehe der hinter dem Tisch hervorgeholt kam. Er war ein hübscher Mann. Ein Mann wie ein junger Fischbaum, schlank und kraftvoll.

„Da sind wir, Kirchspielsfrüger,“ rief er. „Run heraus mit der Dickmilch! Das heißt — hier senkte er seine Stimme — „für mich ein Butterbrot mit Wetzwurk und Schinken und ein Glas Bier dazu. Ich vertrage keine Dickmilch. Sie kennen mich ja. Haha!“

„Freilich, freilich, Herr Sekretär.“ Alasohn strahlte über das ganze breite Gesicht. Er ließ selbst, um das Bier zu holen. Für den Herrn Sekretär ging er durchs Feuer.

Drüben im Tanzsaal war gedeckt. Große Bütteln voll Dickmilch wurden aufgetragen, und die Gesellschaft ließ es sich gut schmecken. Die Frau Direktor Lemmel versicherte der Kirchspielsfrügerischen, sie habe noch nie so ausgezeichnete Milch gegessen. Die fättige so sehr, daß es ihr rein unmöglich sei, noch das Geringste zu genießen, rein unmöglich.

Die Frau Direktor und die Frau Doktor waren die Anstandsdamen. Wenn sie satt waren, mußte das junge Volk es auch sein.

Nach dem Essen wurden die Tische zusammengehoben. Die jungen Leute wollten tanzen.

Jens Hellmann setzte sich ans Klavier und schlug ein paar Walzertakte an. Im Ru drehen sich die Paare.

„Rein, der Herr Sekretär, wie schön er Klavier spielt!“ sagte Frau Direktor. Die Damen saßen in der Nähe und sprachen absichtlich ein wenig lauter, damit er die Worte hörte.

„Ja, der Herr Sekretär kann wirklich alles.“

Die Damen sprachen über dieses und jenes, über Herrn Johansens Nase und über das unmögliche Einkommen des jungen Postassistenten. Sie vergaßen ganz, daß der Sekretär jedes Wort hörte.

„Sehen Sie mal, Nische Grottkopp, wie die sich wieder herausstaffiert hat! Wie kann man nur ein so krazes Kraz tragen, wenn man rote Backen hat! Und die weichen Spitzen sehen darauf direkt ordinär aus.“

„Ja, wenn es noch gut säße. Das hat sie sicher wieder von der Bütteln im Hause nähen lassen.“

„Das arme Wurm kann einem leid tun.“

„Geld ist auch nicht da. Wenn die Steuereinknehmerin mal stirbt, fällt auch die Witwenpension fort.“

Jens Hellmann zuckte es in den Fingern. Er hämmerte auf die Tasten, immer rascher, immer heftiger. Die Paare wirbelten atemlos durch den Saal. Die altersschwachen Bretter schwankten und bullerten. Durch all den Lärm hindurch hörte er die hohe Stimme der Frau Doktor:

„Da heißt so leicht keiner an.“

Mit einem schrillanten Ton brach er das Spiel ab und sprang von seinem Stuhl auf. Drüben an der Tür lehnte der junge Postassistent, der beständig auf eine Ge-

waren überhaupt diese gepußten Dämchen mit ihrem wohlberechneten Nienenspiel, ihren abgemessenen Bewegungen zuwider. Sein Blick war zu scharf, um nicht die Hohlheit zu durchschauen. Er liebte das Schlichte, Großzügige. Das hatte er bis jetzt in der kleinen Stadt nicht gefunden.

Es gefiel ihm, daß Nische sich stumm an seinen Arm hing. Nur nicht reden, wenn die Sinnenluft einem den Atem benimmt!

„Wollen wir noch einmal tanzen?“ fragte er leise.

Sie nickte.

Wieder schlang er krazvoll seinen Arm um ihre Taille und wirbelte sie herum. Sie war weich und warm. Es war ein süßes Gefühl, sie im Arm zu halten. Nische war überhaupt ein herziges kleines Mädchen. Deshalb wollte er sie vor allen auszeichnen.

Als der Tanz zu Ende war, führte er sie rund um den Saal zu ihrem Plaze. Sie kamen auch an den beiden Anstandsdamen vorüber. Die thronten in steifer Haltung, lugten über ihre Brillengläser hinweg und schüttelten unmerklich die Köpfe.

Als Jens Hellmann die Kleine zu ihrem Plaze gebracht hatte, verneigte er sich wie vor einer Fürstin. Um sie herum strahlte man die Köpfe zusammen und tuschelte. Nische wagte nicht aufzusehen.

Die Anstandsdamen mahnten zum Ausbruch. Um acht Uhr sollte das Rotorboot nach Großheide an der Aufschleuse sein. Man müßte sich beeilen, denn es würde viel früher dunkel, als man gedacht hatte. Man hatte über dem schönen Wetter ganz vergessen, daß es schon Herbst war.

Es folgte ein wirres Durcheinander. Die jungen Mädchen rieben sich die erhitzten Gesichter und zogen ihre Joden an. Die Herren beluden sich mit Schirmen und Paketen.

Phot. W. Brant, Berlin-Friedenau.

Soldatenkinder werden verpflegt und bewacht.

legenheit wartete, wo er sich nützlich machen konnte. Er wollte ihm.

„Spielen Sie weiter, ich möchte auch mal tanzen. Einen flotten Walzer!“

Hoch aufgerichtet schritt er durch den Saal. Wühende Augen, lachende Gesichter schauten ihm entgegen. Er sah niemand an, schritt direkt auf Nische Grottkopp zu, die wie ein Häuflein Unglück in ihrer Ecke saß und verneigte sich vor ihr.

Nische wurde vor Verlegenheit purpurrot und machte einen verunglückten Anz. Sie war so heftig bewegt von dem unerwarteten Glück, das ihr in den Schoß fiel, daß sie garnicht in Takt kam. Die Musik schwirrte an ihrem Ohr vorüber, ohne daß sie sie erfaßte. Alles um sie herum verlor in einem Schleier. Er hielt sie in seinen Armen. Sie war klein und leicht. Jens Hellmann war ein sicherer Tänzer. Er riß seine Tänzerin mit sich herum, sie mochte wollen oder nicht. In seinem Arm wurde sie ganz willenlos.

Sie tanzten den ganzen Tanz durch ohne Pause. Als sie dann plötzlich standen, wurde Nische von einem Schwindel erfaßt. Sie glaubte, sie würde fallen; aber ihr Tänzer hielt sie.

Er atmete auf. Das war ein rechter Tanz für ihn gewesen. Da konnte sich seine Lebenskraft und Lebenslust einmal austoben.

„Das war schön,“ sagte er mehr für sich.

„Ja,“ antwortete sie leise. Weiter kein Wort.

Er war ihr dankbar dafür. Jede der anderen würde jetzt losplappern: Ach Sie tanzen himmlisch, Herr Sekretär! . . . Laufen Sie auch Schlittschuh? . . . Spielen Sie gern Lawn Tennis? . . . Interessieren Sie sich für Kunst und Literatur? . . . Dann folgte gewöhnlich eine Abhandlung über Schiller und Goethe. Schema: Höhere Töchterchule. — Er haßte das. Ihm

Das Rotorboot kam gerade an, als die ersten an der Schleuse waren.

Es war eine schöne Fahrt längs der Au durch die stille hofsteinische Marich. Jens Hellmann stand an der Bordseite. Sein Blick flog über den Koog mit seinen grünen Weiden, den blanken Gräben und den dunkel umschatteten Bauernhöfen. Er holte tief Atem zu einem kühnen Gedanken: Ach, wer hier wohnen und herrschen könnte! Hier war Raum.

Er liebte das freie Land, um so mehr, als er gezwungen war, in Stadtmauern zu haufen. In seinen Adern floß von seinen Vorfahren her ein Tropfen Bauernblut.

Nische Grottkopp saß nicht weit von ihm entfernt. Sie sah ihn stehen. Sie spürte jede Regung seiner Seele, obgleich sie sich wohl hütete, auch nur verstreuen einen Blick auf ihn zu werfen. Sie wagte es kaum, sich über den herrlichen Tanz von vorher zu freuen, aus Angst, man möchte ihr die Kreude aus den Augen glücken sehen. So saß sie noch stiller und bedrückter als sonst.

Am Himmel trieben leichte Rosenwolken. Die Sonne war untergegangen, und die Dämmerung sank wie ein grauer Nebel herab.

Immer finstere wurde die Luft. Vor ihnen tauchte die kleine Stadt auf mit ihren Dächerreihen und dem spizen Kirchturm. Als sie in Großheide landeten, standen schon die Sterne am Himmel, und es war vollständig dunkel.

Die Frau Doktor und die Frau Direktor waren ein wenig in Verlegenheit. Man hatte nicht damit gerechnet, daß es so früh dunkel wurde, sonst hätte man dafür gesorgt, daß die jungen Mädchen abgeholt würden. Sie selbst waren müde. Zudem lagen ihre Wohnungen in der Nähe. So mußte man schon ein Auge zudrücken.

„Ach, die Herren sind wohl so freundlich und geleiten die jungen Damen heim?“

„Es wird uns eine Ehre sein,“ versicherte der junge Postassistent.

„Dah, wie ich mich fürchte!“ seufzte Annie Siebert, die mit dem Radonnengeicht und mit dem schwachen Lächeln.

„Wenn Sie gestatten, begleite ich Sie, mein Fräulein,“ erbot sich der Assistent.

„Das können wir doch nicht verlangen,“ antwortete die lange Haune Adolpha an ihrer Statt.

Seine Zucht drehte sich geizig hin und her und lispelte:

„Es ist sehr freundlich von Ihnen.“

Sie standen noch am Landungssteig und schienen durchaus keine Eile zu haben. Nur Fische Grottkopp war fort. Jemand eine ihrer besten Freundinnen hatte ihr zugesichert:

„Du wartest wohl auf den Sekretär?“

Da war sie ohne Gutenachtstisch davongeführt.

Die jungen Mädchen scherten und schubbelten sich gegenseitig. Die Herren unterhielten sich halblaut.

„Ja, wie machen wir es denn?“ fragte der Postassistent.

Er wandte sich nach Jens Hellmann um. Der tat einen gleichgültigen Blick über alle hinweg, lästete seinen Hut und ging.

„Wegen dieser Gänse?“ murmelte er. „Ach, diese Gänse!“

Wenn sie nur nicht so wohlgezogen, so unaussprechlich geblüht wären! Nun ging er allein seiner Wege.

In der Mühlenstraße traf er auf Fische Grottkopp. Die rannte, als ob der Teufel hinter ihr wäre und kam doch mit ihren kleinen Schritten nicht schnell vorwärts.

Die Kleine tat ihm leid. Ihr Kleid sah wirklich schlecht und sah auffallend aus. Dazu ging ihr alle Lebensgewandtheit ab. Sie kam ihm vor wie ein Hündchen, so unbeholfen und anhänglich. Er konnte sie gut. Ihre Mutter waren sogar eng befreundet. Aber sie selbst war ihm nie näher getreten. Die Frauen, die ihm etwas bedeuteten, sahen anders aus als diese kleine Mädchen.

Als sie so vor ihm herlief, überkam ihn das Mitleid fast noch stärker als vorher im Tanzsaal.

„Fräulein Grottkopp!“ rief er.

Sie lief noch schneller. Das matte Licht einer Laterne streifte ihre Gestalt. Die erschien jetzt im Abenddunkel viel feiner und zarter als am Tage.

Er erreichte sie mit ein paar Zügen und hielt sie fest.

„So warten Sie doch! Ich komme mit.“

„Aber ich lasse mich nicht begleiten. Ich kann allein nach Hause finden. Ich bin kein bißchen bange.“

„Wir haben doch denselben Weg.“

„Sie können ganz gut einen anderen gehen.“

„Ihr Widerstand reizte ihn.“

„Ich gehe doch mit Ihnen, und Sie werden es mir nicht wehren.“

Das Dunkel der engen Alleenstraße umfing sie. Aus den Häusern schauten helle Fenster herab.

Sie gingen still mit ungleichen Schritten neben einander. Das Mädchen blickte schon zur Seite.

„Hier wohnt die alte Madame Struve.“

„So?“ machte er gleichgültig.

„Ja — die sitzt immer im Dunkeln hinter der Gardine und lauert.“

„Worauf denn?“

„Dah etwas passiert . . . und morgen weiß es die ganze Stadt.“

„Was denn, kleine Fische?“

„Ich will nicht mit Ihnen gehen! Ich will und will nicht!“

„Sie müssen!“

Er zog ihren Arm durch den seinen.

„Nun erst recht.“

Still ging sie an seinem Arm neben ihm. Sie fühlte die überlegene Kraft in seiner Stimme, in seiner Hand und wehrte sich nicht mehr dagegen.

„Ich kann das Gekne nicht aushalten,“ entschuldigte sie sich.

„Ach auch nicht. Deshalb gehe ich ja mit Ihnen.“

Ihre Schritte wurden allmählich gleichmäßiger. Fische seufzte. Sie war am Ziel. Hastig zog sie ihren Arm aus dem ihres Begleiters.

„Gute Nacht, Herr Sekretär. Ich danke Ihnen vielmals.“

Wie das von Herzen kam! In ihm wollte es auf. Er ließ sie noch nicht.

„Meinen Lohn, kleine Fische!“

Ihr Gesichtchen blickte lächeln, schen unter dem Umhang von Gut zu ihm auf. Er zog sie an sich und küßte sie, und in diesem Augenblick hielt sie ganz stille. Sie wagte nicht einmal zu atmen.

Er küßte sie wieder und wieder. Es überkam ihn wie ein Rausch.

Jemand über ihnen im Hause ertönte ein Ruf.

„Du — ich!“

Es klang scharf, schneidend, ohne Wärme, ohne Liebe. Die kleine Fische fuhr zusammen, und ehe sich's der junge Mann verah, war sie ins Haus geschlüpft.

Ihn hielt noch der Rausch umfassen.

„Fische,“ murmelte er, „kleine dumme, herzige Fische!“

Zweites Kapitel.

„Was hast du bloß mit Fräulein Grottkopp vor gehabt?“ fragte die Frau Ranzeltrud Hellmann einige Tage nach der Landpartie ihren Sohn. Sie sah am Fenster und filtrierte Antimalarias. Das Filtrieren war gerade die neueste Mode, und sie war eine sehr fleißige Frau, die niemals die Hände stille hielt.

Jens Hellmann tat über die Schnurwittchen-Aussehen seiner Mutter hinweg einen gleichgültigen Blick aus dem Fenster.

„Fräulein Grottkopp? Ach die Kleine!“

„Du hast sie nach Hause begleitet,“ fuhr die Mutter fort. „Ihr sollt sogar eingebastet gegangen sein wie ein Brautpaar. Was sollen die Leute bloß davon denken?“

Er lachte.

„Ach, die Leute! Es war doch meine Pflicht, daß ich sie begleitete, zumal wir fast denselben Weg hatten.“

Hanne Adolpha und Vene Uhl sind allein gegangen, ohnehin sie einen viel weiteren Weg hatten. Ihr sollt euch sogar gefühlt haben.“

„Wirklich?“

Er machte ein unschuldiges Schuldbengesicht, als wüßte er nicht, was Rassen wäre.

„Die Frau Steuereinschreier war vorher bei mir,“ sprach die Mutter weiter. „Sie ist empört. Sie sagt, der Ruf ihrer Tochter lichte darunter und sie hätte so etwas nie von dir erwartet, denn du gingst sonst immer so stolz an ihrem Hause vorbei und wärest seit Jahr und Tag nicht bei ihnen gewesen. C, sie war sehr pikiert.“

„Und Fische? Sprach sie nicht von ihr?“

„Ja, die meint sich die Augen rot und spricht kein Sterbenswörtchen. Ich habe Frau Grottkopp nun zugelegt, du würdest nächsten bei ihr vorkommen und die Sache aufklären. Das mußt du tun, mein Jung. Mir zu Gefallen — ja?“

„Du willst mich selbst in die Höhle der Löwin schicken, Mama?“

Er wollte seiner Mutter in die Augen sehen, aber sie war zu sehr mit ihrer Handarbeit beschäftigt.

„Ja, siehst du, mein guter Jung, wir haben doch den Schlüssel zusammen und das Kaffeekränzchen, und die Gartenlaube halten wir auch mit ihr. Da möchte ich mich doch nicht mit ihr erzürnen. Es genügt ja, wenn du mal vorgehst und sagst guten Tag und unterhältst dich einen Augenblick. Dann ist sie zufrieden. Du mußt dich nur in acht nehmen, daß du ihr nicht in die Falle geräst. Sie ist schlau.“

Er dachte an Fische, an die kleine, einfältige Fische.

„Hab keine Angst, Mama, ich gerate in keine Falle, aber wenn es doch einmal sein muß, kann ich ja heute auf meinem Spaziergang bei Grottkopps vorbeigehen.“

„Das ist recht, mein Jung. Du kannst dann gleich die Gartenlaube vom Sonntag mitnehmen. — Vene!“

Sie horchte hinaus auf die Diele. Da stand wirklich das kleine Dienstmädchen und horchte.

„Vene,“ rief die Frau Ranzeltrud, „mach rasch, daß du mit der Diele fertig wirst. Es kann leicht sein, daß heute Abend noch Besuch kommt.“

Sie wußte ganz genau, daß heute kein Besuch kam, aber Vene mußte angefeuert werden, und sie schrubbelte auch mit rotem Kopf und doppeltem Eifer drauf los.

Jens Hellmann ging in der kleinen Stube auf und ab und reckte die prächtigen Glieder. Seine Mutter blickte voller Stolz auf ihn. Ja, er war längst über seine Umgebung hinausgewachsen. Er gehörte zu den Männern, die draußen in der Welt in Sturm und Regen stehen, und zu ihm gehörte eine starke, kluge, schöne, reiche Frau, eine Frau, die Schritt halten konnte mit ihm.

„Jens,“ rief die alte Dame mit fast jugendlicher Lebhaftigkeit. „Wenn du mal heiraten willst, kannst du dich beim Bürgermeister oder Landrat anfragen. Du mußt eine feine Frau kriegen, Jens.“

Er lächelte. „Wohl, eine kleine, feine.“

„Ja — du als Kreisassistent, und wenn du schließlich mal Kirchspielvogt wirst.“

„Das hat gute Wege.“

„Ja — der alte Kirchspielvogt von Schlichtingen ist recht klümmertlich. Die Schlichtinger leben schon lange nach einem Vogt aus. Rissens und Jakobs und Brubns, die größten Bauern hast du für dich. Wir sind doch von Großvaters Seite her mit ihnen verwandt. Da hast du immer vor Fremden den Vorzug.“

Jens Hellmann hatte sich inzwischen eine Zigarette angezündet. Als er jetzt das Streichholz hinwarf und den Kopf hob, blinzelte seine Augen. Seine ganze Persönlichkeit hatte etwas Strahlendes, Sieghaftes.

„Ich werde jetzt gehen, Mama. Das Wetter hat sich aufgeföhrt. Zum Abendbrot bin ich wieder zurück.“

„Nimm die Gartenlaube mit, Jens, und vergiß nicht einen schönen Gruß zu bestellen.“

Er nickte mit schelmischem Lächeln.

„Jawohl — und wenn ich Fische Grottkopp heirate, mache ich zur Bedingung, daß sie entweder grasgrüne oder himmelblaue Kleider trägt.“

„Du bist ein heillosen Spötter, Jens!“ schalt die alte Dame mit komischem Ernst.

Mit leichten Schritten ging er davon. Von der Straße aus sandte er der Mutter noch einen Handkuss herauf. Sie ließ ihre Arbeit sinken und schaute ihm nach.

Was für eine prächtige Figur er hatte! Man konnte ihn eher für einen Autobesitzer halten als für einen Beamten. Er war sicher nicht dazu geboren, hinter Alten und Büchern alt zu werden.

Jens Hellmann bog in die Raderstraße ein und sah schon das Haus der geistreichen Frau Steuereinschreier. Ja, es wurde nicht schwer fallen, sie zu verloben. Ein bezauberndes Bild, ein paar liebenswürdige Phrasen, schließlich ein Handkuss. Da — er wollte einmal die Frau sehen, die da widerstehen konnte.

Aber war das nicht Frau Grottkopp, die da mit der Tasche am Arm die Straße hinaufging? . . . Ohne Zweifel war sie es. Er erkannte sie an dem sonderbaren absteigenden Krugen ihrer Mantille und an dem Kopf, der schleppte an der linken Seite. Also war das Junge allein — das arme dumme Junge und konnte sich nicht wehren vor dem Geier.

Er mußte über sich selbst lächeln. Auf was für dumme Gedanken er kam. Er konnte ja umkehren — ja — er mußte eigentlich umkehren. Aber die Gartenlaube! . . . Nein, wann wäre Jens Hellmann wohl auf halbem Wege umgekehrt. Die Gartenlaube wollte er doch abgeben.

Die Tür öffnete sich etwas zögernd auf sein Klappen. Fische hefte ihr Mondkopfschen heraus. Im nächsten Augenblick prallte sie zurück und über ihr Gesichtchen zog ein dunkles Rot.

Herr — Sekretär . . .

Er gab die Gartenlaube ab. Sie wurde immer verärter, da sie nicht wußte, ob sie ihn in Abwesenheit der Mutter zum Eintreten auffordern durfte. Außer dem fiel es ihr schwer aufs Herz, daß ihr Schürzchen einen großen Kaffeefleck hatte und daß drinnen die Wäsche herumlag. — Sie war gerade beim Ausbessern.

Da fiel ihr ein, daß er das vorige Heft der Gartenlaube wieder zurückbekäme. Sie lud ihn ein, ins Wohnzimmer zu treten und ließ ihn dann stehen, um das Heft zu suchen.

Wo mochte es sein? In Fisches Köpchen drehte sich alles wie im Kreise. Sie konnte sich auf nichts besinnen, nicht einmal darauf, was sie zu Mittag gegessen hatte. Sie kramte in dem Schrank, lief dann in die Küche, wo er es flirren hörte — Frau Grottkopp hatte nämlich die Gewohnheit, während des Kochens zu lesen. — Aber die Gartenlaube fand sich weder auf dem Herdbord noch im Küchenschrank.

Sie wollte gerade ins Schlafzimmer schlüpfen, da hielt Jens Hellmann sie fest. Sie tat ihm leid und gefiel ihm so ausnehmend auf in dem runden Mondkopfschen und der schleifenden Bluse.

Er dachte, sie würde sich doch losreißen und davonlaufen, denn sie machte ein Gesicht, als wäre sie in der größten Verzweiflung und nahe daran, ins Wasser zu gehen. Aber sie hielt ganz still, gab keinen Laut von sich, ja, es schien, als atmete sie nicht einmal.

„Kleine dumme Fische“, flüsterte er.

Sie blickte mit ihren großen, lichtgrauen Augen ängstlich erhaben zu ihm auf. Wie war ihm ein weibliches Wesen so kindlich reizvoll erschienen.

„O Gott“, dachte Fische, „wenn er mich jetzt küßte, würde ich gern sterben. Wenn er mich bloß noch einmal küßte!“

„Deshalb hütet die Alte ihr Junges nicht besser“, dachte er, „jetzt küßte ich sie und wenn ganz Großheide zuguckt.“

Er drückte das kleine Mädchen an sich, daß ihm fast das Verwundsein verding, küßte es auf den roten Mund, ließ es los, sah es an und küßte es wieder und wieder.

„Du süßes kleines Dummchen! Du Schätzchen!“

In diesem Augenblick öffnete sich die Tür. Da stand die Frau Steuereinschreier, die leere Tasche über dem Arm und machte ein Gesicht, als ob sie die Absicht hatte, sehr böse zu werden, aber hierzu erst Kräfte sammeln mußte.

Es war ihr gleich nicht abenteuer vorgekommen, als sie den Sekretär unten in der Straße ankommen sah. Also sie dann um die Ecke bog und sich noch einmal umschaute, war er verschwunden. Da wurde sie von großer Unruhe erfaßt.

Wo mochte er geblieben sein? Es war doch sonderbar. Die Erde konnte ihn nicht verschlungen haben. Sollte er etwa . . . ?

Nein — es ließ ihr keine Ruhe. Noch kurz vor der Landstraße Peter Mefferts lebte sie wieder um und eilte zurück, ohne etwas gekauft zu haben.

Da hatte sie die Versicherung. Im ersten Augenblick war sie starr. Sie wußte nicht, sollte sie tun, als sähe sie nichts? Aber die beiden verbarren in ihrer Stellung und der Sekretär sah ihr ganz dreist in die Augen.

Sie hob den Kopf, richtete sich hell auf und bestrich ihre Wäde auf das Paar, als wollte sie es zu Boden schmettern.

„Du — ich!“

Die kleine furchtsame Fische ließ Jens Hellmann nicht los. Sie drängte sich in ihrer Angst noch näher an ihn, und er hielt sie fest und dachte: „Wenn alle Ströme reißten, heirate ich sie vom Hals weg.“

Die Frau Steuereinschreier fand endlich die passenden Worte. Sie hielt es doch geraten, nicht gleich allzu scharf vorzugehen.

(Fortsetzung folgt.)

Deutschlands zukünftige Soldaten.

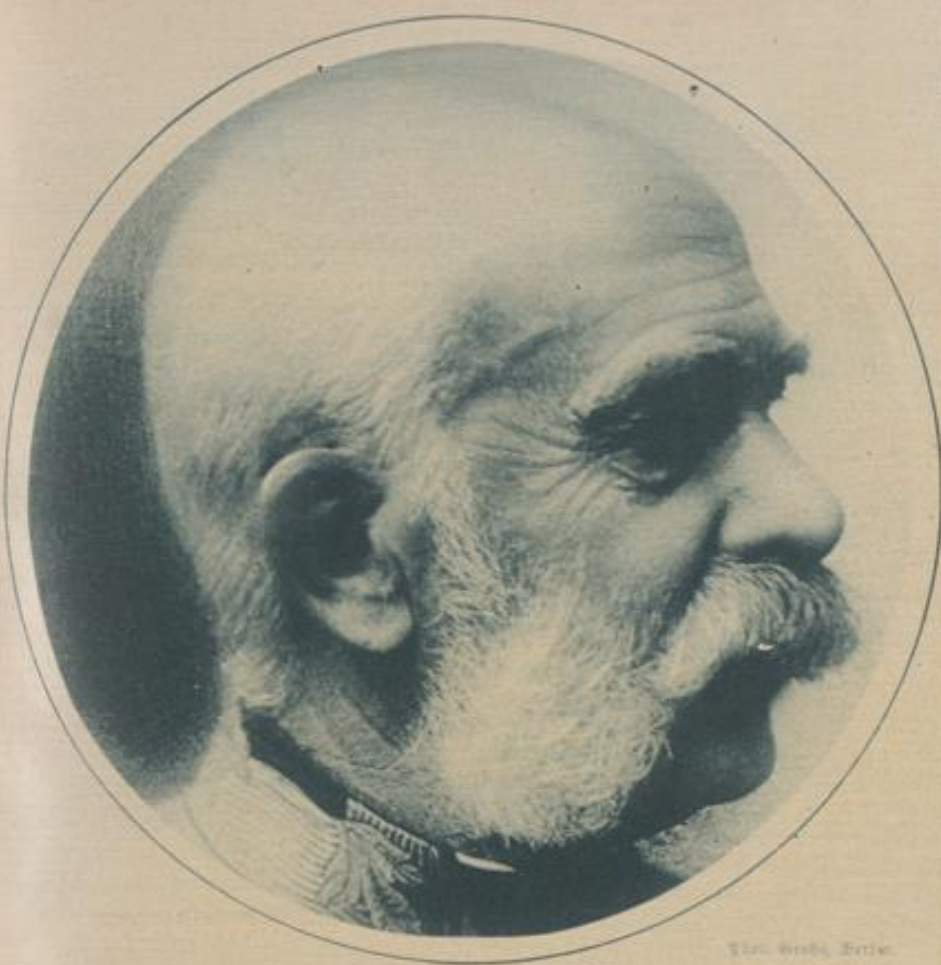


Phot. Seemanns, Berlin.



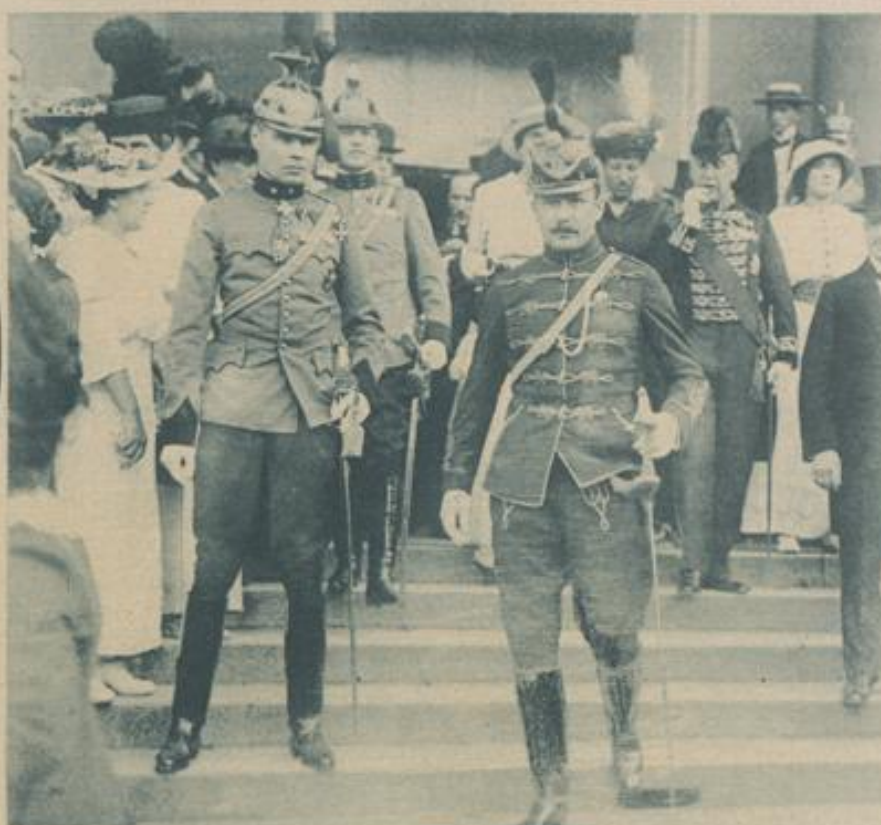
Phot. Kellner & Co., München.

Englands Soldheer: Arbeitslose werden zum Militärdienst gepreht.



Kaiser Franz Josef an seinem 84. Geburtstage.

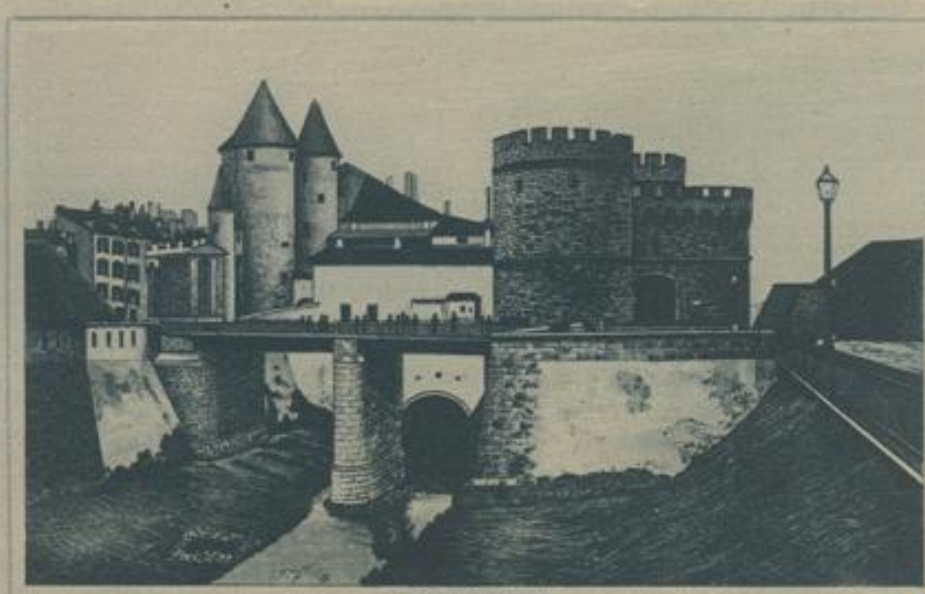
✱ ✱ Nibelungen-Treue. ✱ ✱



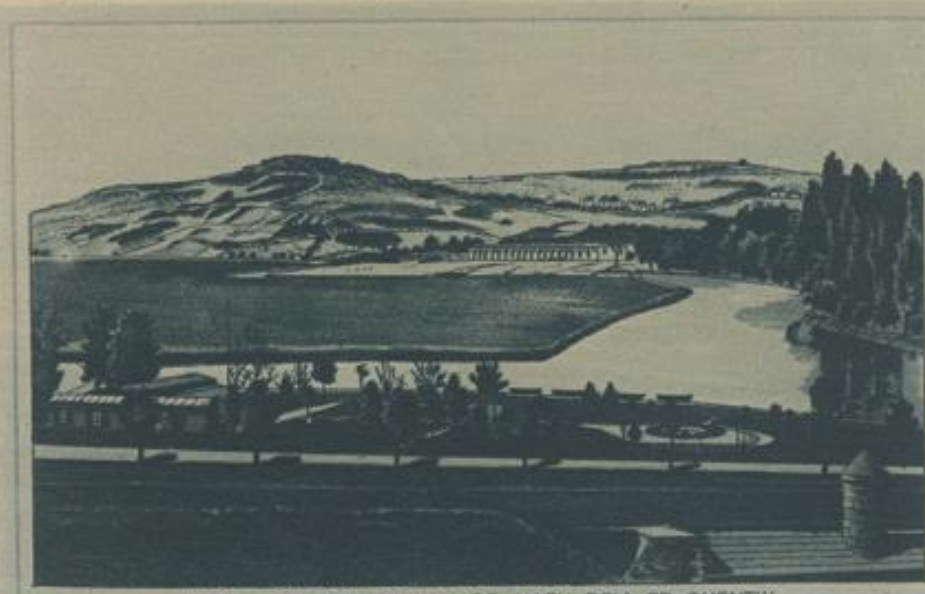
Die Feier des Geburtstages in Berlin.

an der viele in der Reichshauptstadt weilende österreichische Offiziere teilnahmen.

Der Sieg von Mieh.



Das deutsche Tor in Mieh.



BLICK VON DER ESPLANADE NACH DEM ST. QUENTIN.

Blick von der Mieh Esplanade nach dem St. Quentin.

Die gleiche Begeisterung, die das deutsche Volk durchdringt, erhebt und läutert, hat auch Österreich-Ungarns Völker erfasst. Sie haben es erlebt, daß das Wort von der Nibelungen-Treue kein phantastisches Schlagwort gewesen ist, daß Deutschland kein Wort bis zum letzten Hufschellen gehalten hat. Feinde ringen. Das schweiß noch stärker zusammen. Mut ist da, wie Wasser. Das große gemeinsame Gefühl der Abwehr gegen falsche Feinde hat alles Trennende dergeffen lassen, und was jahrelange diplomatische Bemühungen nicht fertig brachten — die eine große Stunde hat es zuwege gebracht: Österreichs Völker sind eins. Der Fische, sonst der wütendste Feind der Deutschen, singt die „Wacht am Rhein“ und geht mit dem neuen Freunde Arm in Arm. Fürwahr: wir erleben seltene Ueberraschungen, aber wohl uns, daß wir es erleben dürfen!

Der Krieg reinigt die deutsche Sprache!

Die Reinigung unserer durch überflüssige fremde Einprägung unnütz verunstalteten Muttersprache, die der Bemühungen waderer deutscher Vaterlands- und Sprachfreunde in den jüngsten Jahrzehnten nur ganz allmählich und im ganzen noch viel zu langsam hat gelingen wollen, wird, so scheint es, jetzt durch den Volkskrieg auf einmal gründlich besorgt werden. Kennzeichnend sind dafür besonders die Vorgänge in der Reichshauptstadt. Die Gast- und Speisehäuser legen jetzt auf einmal überall nur deutsche Speiselarten aus — während sie bisher immer zu wiederholen liebten, daß dies bei dem Zustande der Kochkunst eine Unmöglichkeit sei. Alle die Robes, Mantel, Tailor Made, Manicure, Embellisation, Champooing, Confection, English clothing und wie die fremdländischen Bezeichnungen sonst heißen, die leider immer noch die Schilder und Schaufenster der Berliner Geschäfte reichlich zu verzieren pflegten, sind mit einem Male verschwunden. Und siehe da! Auch hier geht es ganz schön ohne sie. Wie der „Konfessionär“ zu berichten weiß, hat in einem Berliner Mathe ein Schildermeister sich zur „Abänderung fremdsprachlicher Firmen-schilder umgehend“ erboten — auch ein Zeichen der Zeit! Der findige Mann dürfte wohl zu tun bekommen; denn alle Arten von Kaffee- und Speisehäusern sowie von Vergnügungsanstalten wettschreien jetzt in der Verdeutschung ihrer Schilder und ihrer Namen. „The Queen Bar“ heißt jetzt „König Deutschland!“, „Robine“ hat sich in „Germania“, „Boncourt“ in ein „Kurfürsten-Restaurant“ (warum nicht: Speisehaus?) verwandelt. Statt „Overclean“ wird jetzt die „Wäsche der Zukunft“ angeboten, und „The Vera Shoe“ nennt sich fortan „Vera Schuh-Gesellschaft“. Möge es nun aber nicht bei einer kahlen Rot- und Kriegsumtaufe sein. Bewenden haben, sondern möge fortan jeder deutsche Geschäftsmann dafür eintreten, daß er sein Haus und seine Waren mit guten deutschen Namen nenne und unter ihnen anbiete.

SCHWARZE PERLEN

Kriminalroman von August Weiß

I.

Mit heißen roten Farben sank der Tag. Die Sonne stand im Westen und sandte einen Sprühregen von Licht durch die stille unbewegliche Luft. Nichts von Dämmerstimmung war zu merken.

Die Aehrenfelder wogten wie flüssiges Gold, die grünen Wiesen leuchteten smaragden und selbst in der dunklen Waldwand im Hintergrunde flimmerte es noch metallisch.

Gleichzeitig lag die Landstraße da. Nur die Lindenallee, die zum Schlosse Rodenstein führte, bot unter dem Dach jahrhundertalter Bäume Schutz vor der drückenden Schwüle.

In diese Allee ritt eben ein junger Offizier ein. Er war in scharfem Trabe von Kottlingbrunn gekommen und atmete erleichtert auf, als er in das erlösende Dunkel der Bäume tauchte.

Nun warf er seinem Goldfuchs die Zügel hin, klopfte ihm zärtlich den dampfenden Hals ab, nahm die Kappe vom Kopf und wuschte sich den Schweiß von der Stirn.

Eine Viertelstunde später hielt er vor dem Schlosse, das infolge vieler baulicher Veränderungen zwar keinen einheitlichen, stilgerechten, aber doch sehr malerischen Anblick bot.

Die Front lag gegen den Garten zu, eine breite Lindenallee führte zum Eingang. Durch große Flügeltüren gelangte man vom Speisesaale auf die alte, treppenförmige Terrasse, von der steinerne Freitreppe in edler Schwingung zu einem weitläufigen Parkpartee hinabführte. Mächtige, auf Sockeln ruhende Sandsteinsäulen bildeten zu beiden Seiten den Abstieg der Freitreppe.

Ein Offiziersburich hatte den Oberleutnant erwartet und nahm ihm das Pferd ab. „Wo sind die Herrschaften?“

„Im Zimmer der Frau Baronin.“

„Wann wird soupiert?“

„Um halb neun, Herr Oberleutnant.“

„Der Janko darf nicht gleich in den Stall!“ befahl der Oberleutnant. „Führe ihn eine Viertelstunde herum und dann reibe ihn anständig ab. Versteht?“

Der Offizier eilte die Treppe hinauf, während der Burich dem Pferd die Sattelgurten nachließ.

An der Terrassentüre erwartete den Oberleutnant ein glattrasierter Diener in tadelloser Haltung. Ohne ein Wort zu sprechen, führte er den Offizier mit einer tiefen Verbeugung in dessen Zimmer.

„Befehlen Herr Baron etwas?“

„Kann ich ein Bad haben?“

„Gewiß!“ antwortete der Diener.

„Also rasch ein Bad! Und dann richten Sie mir die Salonhoje, Attila und frische Wäsche her!“

Eine halbe Stunde später trat der Offizier in ein Parterrezimmer, in dem eine kleine Gesellschaft plauderte.

Ein alter Herr, Kavaller vom gelichteten Scheitel bis zu den glänzenden Lackschuhen, kam ihm freundlich entgegen.

„Ah, auch Du flüchtest zu uns, lieber Walden?“

„Es ist entsetzlich draußen“, antwortete der Offizier. „Die hohen, kühlen Zimmer sind eine wahre Wohltat.“

Eine junge, elegante Frau trat zu den Herren und reichte dem Offizier die Hand. Einen Augenblick trafen sich die Blicke der beiden und tauchten tief ineinander.

Eine feine, leise Note überzog das vornehme Gesicht der reizenden Frau, der Tochter des Hausherrn, verwitweten Freifrau von Landsegg, als sie an den Oberleutnant die Frage richtete:

„Wie war die Arbeit auf der Rennbahn?“

„Danke, Baronin, alles tadelloso.“

„Sprang er gut?“

„Wie ein Vogel flog er über alle Hindernisse!“

„Na, dann waren ja Deine Befürchtungen unbegründet!“ bemerkte ein bagerer, blonder Mann, der neben der Hausdame saß.

„Bisher allerdings. Aber Janko hat seine Mucken. Wenn es am Sonntag so geht wie heute, dann bin ich wirklich zufrieden“, erwiderte der Oberleutnant.

„Hoffen wir’s“, sagte der Hausherr, während Baronin Landsegg aufstand und an den Offizier die Frage richtete:

„Eis oder Tee?“

„Wenn Sie gnädig sind, Baronin, geben Sie mir einen Kognat.“

„Du, das ist nichts bei der Hitze!“ warnte der Hausherr.

„Ich muß mich auspulvern, ich bin ganz schlaff. Die Arbeit auf der Rennbahn und dann die Reise. Geschlafen habe ich auch nicht viel.“

Die Baronin hatte einen Kognat eingeschenkt.

„Mit Viehhändler?“ fragte sie.

„Bitte ja.“

Die Baronin reichte dem Oberleutnant das Glas.

„Auf die Hand!“ sagte dieser und trank es auf einen Zug leer.

„Bitte, Papa, dagegen habe ich ja nichts. Montag früh kann sie der Johann wieder hineintragen.“

„So wertvolle Stücke gehören in sicheren Gewahrsam, Mary.“

„Gut aufgehoben sind die Perlen auch hier“, bemerkte die Baronin.

„Eine Paul bietet jedenfalls mehr Sicherheit als ein Landhaus, das oft tagelang verwaist ist“, antwortete der Baron.

„Ja, ja, Vater! Wie gesagt, Montag in aller Frühe kann der Johann wieder damit zur Paul nach Wien.“

Vor dem Schlosse fuhr ein Wagen vor. Die Baronin eilte zum Fenster und schob den Vorhang etwas zurück.

„Johann ist da!“ rief sie und unverkennbare Freude klang aus ihrer Stimme.

Auch der bager, blonde Herr war von seinem Sitz aufgeschreckt. Er eilte zum Fenster und rief:

„Wahrscheinlich, da ist er! Mit der Kaffette!“

„Natürlich mit der Kaffette!“ antwortete die junge Frau. „Deshalb habe ich ihn doch hingeschickt!“

Die Baronin klingelte und befahl dem Diener, daß Johann mit dem Schmutz sofort zu ihr kommen möge. Dann wandte sie sich an ihren Vater:

„Es dämmert schon draußen. Man könnte jetzt die Fenster öffnen.“

„Höchstens die rückwärtigen. Da vorn brütet noch der Tag auf dem Kies. Der strahlt uns alle Wärme zurück. Öffnen Sie dann alle Fenster, die in den Park führen, recht weit!“ befahl er dem Diener.

Die Baronin ließ sich wieder in das kleine Sofa nieder, das mit einigen Kautenils und Tischchen in der Mitte des im Barockstil eingerichteten Salons stand.

Erwartungsvoll starrte sie nach der Tür. Ihr Vater schüttelte wieder den Kopf und meinte:

„Hörst Du, Du benimmst Dich ja gerade so, als ob Du sechzehn Jahre alt wärest und zum erstenmal in Deinem Leben ein Schmutzstück tragen solltest!“

Mary zwang sich zu einem Lächeln.

„O, ich freue mich immer wieder, wenn ich die schöneren Sachen sehe.“

„Frauenart!“ brummte der alte Herr. „Um einen blühenden Stein verkaufen sie ihre Seele!“

Johann trat mit einer Verbeugung ein. Ein alter Diener mit silberweißem Haar, glattrasiert, in tadelloser Haltung.

„Haben Sie alles?“

„Ja, gnädige Frau Baronin.“

„Ist nichts passiert?“ fragte der Schlossherr den Diener.

„Nein“, antwortete der Diener zögernd, „nur —“

„Nur?“ fragte Herr von Rodenstein erstaunt.

„Vielleicht war es nichts, Euer Gnaden, aber ich weiß nicht. . . Zwei Burichen, die mir verdächtig vorkamen, sind mir in Wien gefolgt und haben sich auch im Zuge an mich herangebracht.“

„Na, na“, bemerkte der blonde Herr in spöttischem Tone, „mir scheint, Johann, Ihnen ist die Räuberromantik in den Kopf gestiegen! Sie werden doch nicht glauben, daß in Wien die Banditen nur so auf der Straße lauern?“

„Ach, Euer Gnaden“, meinte der Diener, „man liest alles mögliche in der Zeitung.“

„Schon gut! Geben Sie jetzt den Schmutz her!“ rief Mary ungeduldig und beugte sich vor, die Kaffette in Empfang zu nehmen.

Bei dieser Bewegung streifte sie wie unabsichtlich den Oberleutnant, der neben ihr saß, und drückte ihm einen kleinen Zettel in die Hand, den er mit einer Bewegung, als wolle er kein Sachdach ziehen, in der Seitentasche seiner Attila verschwinden ließ.

Johann stellte die Kaffette auf den Tisch.



Von der Sanitätskolonne: Ein Wagen mit einem Apparat zum Destillieren von Wasser.

„Vielleicht noch einen?“ fragte die Baronin lachend.

„Wenn Sie die Gnade haben —“

Die junge Frau nickte lächelnd.

„So gnädig bin ich schon. Ich sehe es Ihnen an, Sie verdursten ja förmlich.“

Oberleutnant Baron Walden nahm in einem breiten Sessel neben der Baronin Platz. Der alte Herr setzte offenbar das durch den Eintritt des Offiziers unterbrochene Gespräch wieder fort, als er seiner Tochter zurief: „Ich sage Dir nochmals, Mary, das war ein Unfug!“

„Wodurch haben Sie sich einen Vorwurf zugezogen?“ fragte der Oberleutnant nachdenklich.

„Meine Tochter kapriziert sich nämlich“, wandte sich der Hausherr an Walden, bei dem sonntägigen Rennball den Familienschmutz zu tragen. „Jetzt im Sommer, hier in Kottlingbrunn! Sie hat Johann eigens deshalb in die Stadt geschickt. Er mußte in die Paul, um die Kaffette zu beheben. Was sagst Du zu dieser Idee?“

„Ich denke, die Baronin wird wohl wissen, was sie tut. Da werden wir auch die berühmten schwarzen Perlen zu sehen bekommen, nicht wahr Baronin?“

„Natürlich“, antwortete die junge Frau lebhaft. „Um die handelt es sich ja. Papa übertreibt wieder ein bißl. Familienschmutz — fällt mir doch gar nicht ein! Nur das Perlenhalsband möchte ich tragen, weil es zu meiner Toilette paßt. Wozu hat man denn so berühmte Perlen, wenn sie auf der Paul liegen und kein Mensch davon etwas zu sehen bekommt? Und dann, es ist doch ein Ball, ein Rennball. Man erscheint in großer Toilette und trägt daher auch Schmutz.“

„Na, mir ist es recht“, sagte der alte Herr trocken, „aber das sage ich Dir, Mary, nach dem Ball muß die Kaffette sofort wieder in die Stadt.“

Die Baronin erhob sich rasch, ging in das nebenan liegende Schlafzimmer und entnahm einem alten Mahagonisekretär zwei silberne Schlüssel.

Während die junge Witwe die Kaffette öffnete, wandte sich Johann an seinen Herrn mit den Worten: „Euer Gnaden, bitte, soll ich keine Anzeige erstatten?“

Ein scharfer Blick des Blondes traf den Bedienten. Er wollte eine Bemerkung machen, unterdrückte sie aber und sah scheinbar der Baronin zu, die in den Juwelen wühlte, dachte aber aufmerksam auf jedes Wort, das der Diener sprach.

„Was willst Du denn anzeigen?“ fragte Herr von Rodenstein.

„Ich meinte — wegen der verdächtigen Leute, die mir in Wien nachgegangen sind.“

„Nun und? Das ist doch noch kein Verbrechen! Haben sie Dich überfallen? Wollten sie Dir etwas nehmen?“

„Nein, Euer Gnaden, aber —“

„So sag doch endlich einmal klar heraus, was eigentlich los war! Dieses ewige Hin- und Herreden vertriebe ich nicht!“ rief der alte Baron ungeduldig.

„Euer Gnaden, das ist nicht so leicht erzählt...“ begann der alte Diener. „Also ich fahre hinein nach Wien. Auf der Südbahn, unten beim Ausgang, auf der Straße, stehen zwei Männer, die die Anstehenden genau prüfen. Kein zufälliger Fall, sie sind mir aufgefallen, obwohl trotz der frühen Morgenstunde ziemlich viel Leute unten waren. Als sie mich erblickten, bemerkte ich, wie der eine den anderen mit dem Ellenbogen anstößt und mit dem Kopf auf mich deutet. Ich steig in einen Omnibus, fuhr in die Bank hinein und denk' gar nicht mehr an die Sache. Aber beim Aussteigen sah ich auf der rückwärtigen Plattform dieselben zwei Männer. Sie steigen mit mir ab und gehen hinter mir ins Bankgebäude.“

„Daran ist doch nichts Merkwürdiges?!“ sagte der Hausherr.

„Nun, denk' ich mir, es ist ja möglich, daß sie auch etwas in der Bank zu tun haben,“ sagte Johann seinen Bericht fort. „Aber stetig bin ich geworden, als der eine immer an meiner Seite sich was zu schaffen gemacht hat, während der andere plötzlich weg war.“

Der alte Herr begann aufmerksam zu werden.

„Bist Du zu Ende?“ fragte er.

„Nein, Herr Baron! Wie ich später in die Wohnung fuhr, hab' ich keinen mehr g'sehn. Auch auf meinen Kommissionswegen bin ich ihnen nicht begegnet. Aber in der Vorhalle der Südbahn, wie ich fortfahren will, da sind sie wieder g'standen. Sie haben sicher auf mich gepöhl. Zukünftig sind sie in denselben Zug, in dasselbe Coupé eingestiegen, wo ich g'sessen bin.“

„Hören Sie, Johann, was Sie für Räuberorgelien erzählen!“ bemerkte der junge blonde Herr.

„Ich bitte, Herr Baron, das ist akkurat so, wie ich's erzähl.“ Im Waggon haben sie angefangen, mit mir zu plaudern, vom Wetter; wohin ich denn fuhr, woher ich denn kam, was in den Kasetten da alles war. Dann haben sie mir ein Schnaps angeboten, aber ich hab' ihn nicht genommen. Euer Gnaden wissen ja, erst unlängst ist in der Zeitung g'standen, daß man einen Reisenden mit vergifteten Schnaps betäubt und ausgeraubt hat.“

„No, no, no,“ beruhigte der Baron den alten Diener, „und was geschah denn weiter?“

„Ja, eigentlich nichts. Ich hab' nur den Eindruck, daß diese Männer sich auffallend viel mit mir zu tun gemacht haben.“

„Nun ja,“ nickte der alte Herr lächelnd. „Das Ganze kann aber ja auch ein Zufall gewesen sein. Genau genommen, hat sich also gar nichts ereignet. Mir scheint, Johann, in Dir spukt wieder einmal irgend eine alte Geschichte, die Du irgendwo gelesen hast. Geh' jetzt nur!“

„Bitte, soll ich die Kaffette hinaustragen?“

„Nein,“ antwortete die Baronin rasch an Stelle ihres Vaters. „Ich verwahre den Schmutz selbst.“

Während des Gesprächs, das der alte Baron mit dem Diener geführt, hatte die Baronin die Kaffette geöffnet und aus einem Sametui einen ganz merkwürdigen Schmutz hervorgeholt.

Es war ein fünfseitiges Perlenhalsband, das mit einer großen Schließe geschlossen wurde. Diese Schließe von fast vierediger Form, bestand aus sechzehn Rubinen, Korallensteine von seltener Reinheit, die ein geheimnisvolles Feuer ausstrahlten. Das lebendige Rot stand in seltsam reizvollem Kontraste zu dem mattschimmernden, dunkeln Grau der sogenannten „schwarzen Perlen“. Die Perlen selbst waren besonders regelmäßig und größer als Erbsen, wodurch der unverhältnismäßig hohe Wert Erklärung fand.

Mit großem Interesse betrachteten die beiden Herren das seltene Stück, als die Baronin die Perlen mit einem, man könnte fast sagen, mit traurigem Ausdruck durch ihre weißen Finger aleiten ließ.

Nun legte sie das Halsband wieder sorgsam in das Etui zurück und wiederholte:

„Ich bemahre sie selbst. Sie können gehen, Johann!“

„Warum nicht gar?“ knurrte der alte Herr. „Hier unten willst Du sie aufheben? Vielleicht auf dem Toilette-tisch liegen lassen, nicht wahr? Wie die Frauen schon sind!“

„Nein, Vater,“ antwortete die Baronin, „ich werde sie lieber verschließen, dort im alten Schrank.“

Sie wies auf eine allertümliche, im Parodist gearbeitete Kammode aus Mahagoniholz mit reichen Verzierungen und Bemalungen, die im Laufe der Jahrzehnte matt und grünlich geworden waren.

Der massiv gebaute Kasten, der in der Ecke des Boudoirs stand, bestand aus zwei Teilen. Der untere wies drei Laden mit Metallgriffen auf, wie man sie auf allen Stücken oft sieht. Der besonders sorgfältig gearbeitete Aufsatz bestand aus einem mit dachziegelartiger Bearbeitung versehenen Mittelteil und seitwärts angeordneten Laden von verschiedener Größe. Die Kammode war ein Familienstück, das sich wohl seit hundert Jahren im Besitz derer vom Rodenstein befand.

„Allen Respekt vor der soliden Arbeit unserer Vorfahren,“ bemerkte der blonde Herr, ein Neffe des Hausherrn, Baron Franz Rodenstein, mit leichtem Spott, „aber an Deiner Stelle, liebe Cousine, würde ich einem so wertvollen Stück einen sichereren Verwahrungsort wünschen.“

„Dort ist er sicher,“ entgegnete die Baronin, „ihre sollt gleich leben!“

Sie klingelte. Das Kindermädchen erschien.

„Willi, bringen Sie mir von der Lade im Toilette-tisch den Schlüsselbund!“

„Schließ die Kaffette gut zu!“ warnte der Vater, „und schau, daß Du sie jetzt einmal verriegelst! Ich wäre schon froh, wenn der Ball vorüber und das Stück wieder auf der Bank läge!“

Willi brachte den Schlüsselbund.

Die Baronin trat mit den beiden Herren zur Kammode und öffnete die mittlere Lade des Aufsatzes. Der Boden des Fachs war glatt und eben.

„Wie Du siehst,“ erklärte sie ihrem Vetter, „bemerkst man in diesen Ebenholz- und Ahornlagen nichts Besonderes.“

„Da wollen Sie den Schmutz verwahren?“ fragte der Oberleutnant.

„Nur Geduld!“ antwortete Frau. „Wenn man nun links oben in der Ecke das eine Eichenblatt berührt, so verschiebt sich der Boden und —“

Die junge Frau suchte die Stelle, während die Herren interessiert zusahen.

Man hörte ein leises Knacken, wie das Springen einer Feder. Im Hintergrunde öffnete sich ein geheimes Fach.

„Ah, das ist sehr interessant!“ sagte Franz von Rodenstein. „Wie machst Du denn das?“

„Das ist sehr einfach! Versuch's nur. Das Eichenblatt — ja — jetzt niederdrücken — so! Der Boden verschiebt sich von selbst. Das ist alles.“

Die Baronin schloß das Fach, und mit sichtlichem Interesse begann ihr Cousin zu manipulieren.

„Sehr fein ausgedacht! Auf das wäre niemand gekommen! Wie hast denn Du's entdeckt?“

„Ja — weißt! Das ist schon Tradition bei uns. Meine Mutter hat mir's gezeigt und die hat's wieder von der Großmutter gelernt.“

Mit diesen Worten nahm die Baronin die Kaffette, legte sie in das geheime Fach, der Boden schob sich darüber und sprang wieder zu. Dann verschloß sie die Kammode.

„Also, da ist er doch sicher,“ sagte sie zu den Herren. Eigentlich waren aber die Worte an den alten Baron gerichtet.

Mann trat zum Tisch zurück und bemerkte in diesem Augenblicke das Stubenmädchen, das noch in der Tür stand.

„Wollen Sie noch was, Willi?“ fragte sie.

„Ja,“ flötete das Mädchen, „ich — wollt' — nur fragen, ob — gnädigste — Frau Baronin — sich zum Souper — umziehen oder nicht —“

„Nein, ich bleibe in dem Kleid. Zum Umziehen ist keine Zeit mehr.“

Tatsächlich erschien auch in diesem Augenblick der würdige Johann und meldete mit heiserer Grandezza, daß serviert sei.

II.

Nun saß die kleine Gesellschaft in dem großen, bis zur halben Wandhöhe holzgetäfelten Speisesaal, der so hoch war, daß die von der facettierten Decke herabhängenden Lampen nur den Tisch mit Licht überstrahlten. Der übrige Teil des Raumes lag in dämmerndem Schatten.

An der Stirnwand erhob sich ein altes, dunkles, eichengezeichnetes Büfett, von dem der Silberbeschlag der Familie blinkte. Den in den Park mündenden Fenstern gegenüber befand sich ein riesiger Kamin aus schwarzem Marmor, vor dem ein großes Fischbärenfell lag. Familienbilder hingen an den mit geprehten Ledertapeten bezogenen Wänden. Aus den schweren, matt gewordenen Goldrahmen blickte manch finstere Antlitz mit Spitzbart und Halskrause, manch heiteres pikantes Gesichtchen unter hoher gepudelter Perücke auf die wunderlichen Nachkommen in den schlichten Kleidern herab.

An der Spitze der Tafel hatte die Baronin Platz genommen, denn der alte Herr war schon seit vielen Jahren Witwer. Ihr gegenüber saß der Vater; zu beiden Seiten hatten der Oberleutnant und Franz Rodenstein die Plätze.

Das Gespräch führten eigentlich ausschließlich der alte Herr und Baron Walden, der Sohn eines Jugend-

freundes und ehemaligen Regimentskameraden des alten Barons.

Der junge Mann mußte seinem Vetter von den Eltern erzählen, von seiner Kindheit, von dem Leben dabei, und so die Erinnerungen des alten Herrn wecken.

„Ja, das war eine andere Zeit, als Dein Vater und ich noch bei den Kürassieren dienten,“ bemerkte kopfnickend der alte Baron. „Da waren die Menschen noch markig. Da hatte man noch Respekt vor der Obrigkeit. Da gingen die Leute noch in die Kirche. Trotzdem aber verachteten sie ein Glas Wein nicht und liebten all' Freuden des Lebens.“

In diesem Ton ging es weiter. Das ewige Gespräch alter Leute von der „guten alten Zeit“.

Die junge Frau beteiligte sich fast gar nicht an der Unterhaltung. Mechanisch stocherte sie in den Speisen und blickte nachdenklich vor sich hin.

Auch ihr Vetter schien nicht bei der Sache zu sein. Er aß fast nichts und trank nur hastig einige Gläser Bier.

Plötzlich erhob er sich mit einer Verbeugung gegen seine Cousine.

„Verzeih, daß ich mich zurückziehe, aber mir ist nicht ganz wohl. Ich muß ein wenig hinaus in die Luft.“

„Wo gehst du denn?“ fragte der alte Baron.

„Ich weiß es selbst nicht; wahrscheinlich die Stube des ganzen Tages.“

„Trink' einen Tee und leg' Dich schlafen!“

„Ja, gewiß. Nur will ich vorher ein bißchen in den Park.“

Baron Franz Rodenstein verließ mit einer noch maligen Verbeugung gegen die Gesellschaft das Zimmer.

„Das kommt vom Stubenhocken!“ knurrte der alte Herr. „Wenn so ein Altknecht einmal aufs Land hinauskommt, ist er gleich kaput.“

„Franz ist doch sonst nicht so. Ich weiß nicht, was er heute hat!“ bemerkte die Baronin, etwas erstaunt über den plötzlichen Ausbruch des Veters.

Früher als sonst wurde die Tafel aufgehoben.

Der alte Herr begab sich in den ersten Stod hinauf, wo seine Zimmer lagen.

Der Oberleutnant hatte mit einem Handkuff von der Baronin Abschied genommen und ihr die Worte zugeflüstert:

„Ich komme!“

Mit einem Blick des Einverständnisses schieden die beiden jungen Leute.

Die Nacht war hereingebrochen.

Mann saß in ihrem Schlafzimmer an dem kleinen Rololo-Schreibtisch, der schief in der Ecke stand.

Die kleine, gelblichschleierte Stehlampe warf ihr gedämpftes Licht auf das feingeschnittene Antlitz der jungen Frau.

Es war ein vornehmer, aber kein ruhiges, süßes Gesicht. Die zarte Nase mit den beweglichen Flügeln sprach ebenso von leidenschaftlichem Temperament, wie es das reiche, wellige, fast blauschwarze Haar erraten ließ, das sich lose um das regelmäßige Oval des blassen Gesichtes baute.

Mann saß in einem schmiegsamen, spizenübertriebenen weißen Kleide vor dem allertümlichen Mahagoni-Sekretär und blickte vor sich hin... lebensvoll, glücksdurstig lächelte das junge Gesicht im goldenen Licht der Lampe.

Von Zeit zu Zeit glitt ihr Blick auf die Uhr. Warum schlichen die Zeiger heute gar so träge? Wollte die ersuchte Stunde nicht kommen?

(Fortsetzung folgt.)

Stellung als Diener

Lokal, Reisebegleiter

in fürstl., groß. und herrschaftl. Häusern, Gesellschaft, erhalten Leute jeden Berufs 15-20 Jahre alt, nach einmonatiger Ausbildung auf der ersten, besten, fränkischen, bayerischen und Servier-Lehranstalt

Kotz

Frankfurt a. M. Kernenweg 42. Ueb. 2003 Schulungsb. Verl. 801. Preisgr. gratis. Genue auf Firma achten



TEE-Ronnefeldt
jetzt Goethestrasse 3

Tiefdruckpapiere = Kartons
liefert billigst
Jaeger'sche Papierhandlung
C. Götsch & Cie., Frankfurt a. M., Domplatz.

Unsere deutschen Truppen in Brüssel.



Die Ereignisse nehmen ihren Lauf. Im Pulverdampf der Schlachtfelder und inmitten der Schrecknisse des Krieges wird um Deutschlands Zukunft gekämpft mit Blut und Eisen. Zu uns, den Zurückbleibenden, kommen in wenigen Zeilen die Ergebnisse tagelanger, blutigen Ringens. Mit einem Feuer und einer Begeisterung drängen unsere Truppen vor, daß uns hier im sicheren Port die Augen übergehen. Erst Lüttich, dann Tirlemont, Perwez und nun die belgische Hauptstadt Brüssel. Der König flieht nach Antwerpen. Weiter kann er nämlich nicht. Das belgische Hauptquartier wurde erst nach Mecheln (siehe Bild) und dann nach Antwerpen zurückgezogen. Heil und Sieg unseren braven Brüdern!



Panorama von Brüssel.



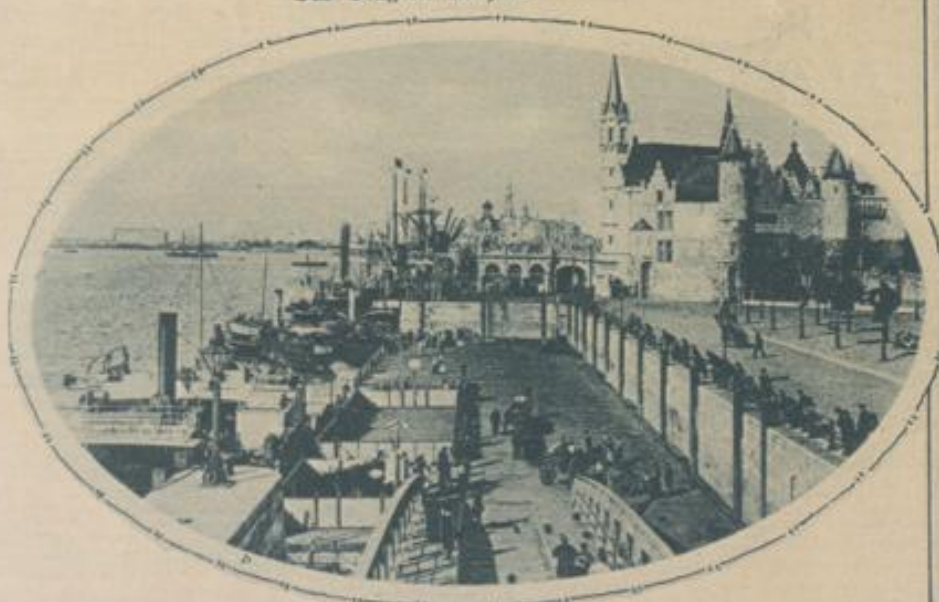
Der Königsplatz in Brüssel.



Das Brüsseler Rathaus.



Panorama von Mecheln, aus dem das belgisch-französische Hauptquartier verdrängt wurde.

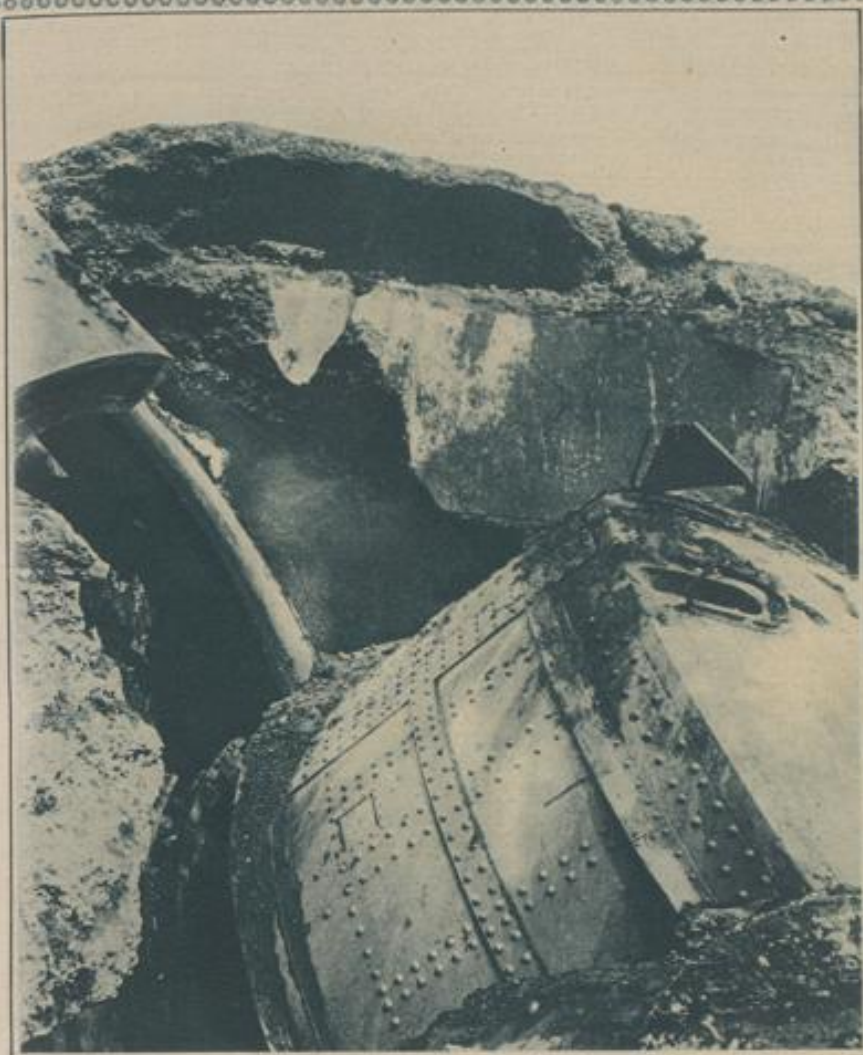


Antwerpen, in das der König und die Regierung flohen.



Phot. Gehr. Gerd. Berlin.

Zwei deutsche Treffer in einem belgischen Fort.



Wie unsere 42 cm Belagerungsgeschütze auf dem Panzerfort Loucin der Festung Lüttich gewirkt haben.
Die Bilder zeigen die auseinandergerissenen Panzertürme.



Ein zum Teil zerstörtes belgisches Dorf, dessen Einwohner in unmenschlichster Weise gegen unsere Soldaten, Verwundeten und das Sanitätspersonal vorgehen.

Unaufhaltsam rücken unsere braven Truppen in Belgien weiter vor und hoben unter schwierigen Verhältnissen schöne Siege erröchten. „Vor Namur donnern seit vorgestern die deutschen Geschütze“, heißt es in der amtlichen Depesche. Vielleicht ist es jetzt schon in unseren Händen. Die Belgier haben sich weiter als höchst unkultivierte Feinde erwiesen, sodaß unsere Truppen mehrfach einschreiten mußten. Unsere Aufnahmen geben ein gutes Bild von den Zuständen in Belgien. Sie zeigen ein Dorf, das zerstört werden mußte, weil andauernd aus den Häusern auf unsere Truppen, die Verwundeten und die Ärzte geschossen wurde. Natürlich wurden die Häuser, deren Anfaßen sich nicht vergangen hatten, geschoßt. Man kann

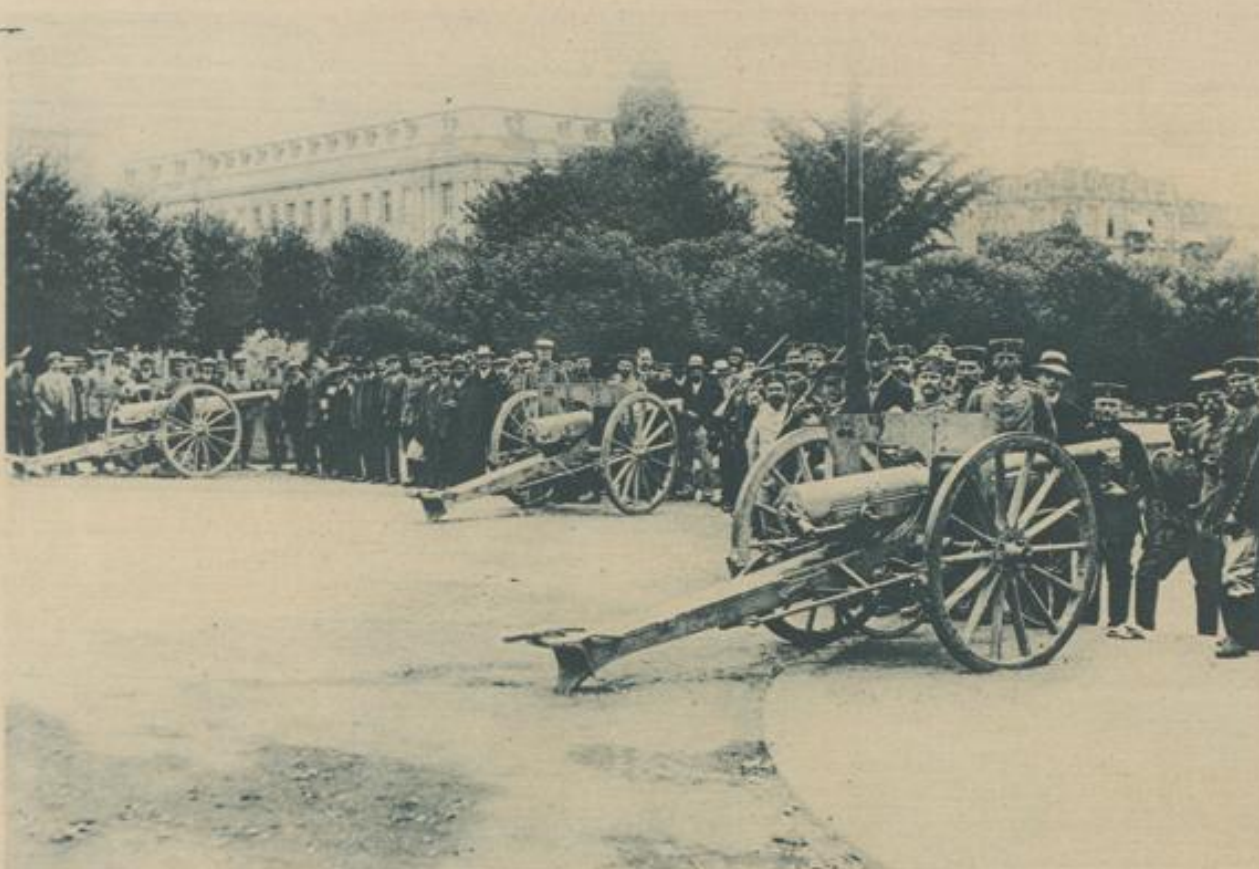


Deutscher Transportwagen auf dem Wege durch das Dorf.

sich die Erregung unserer Soldaten vorstellen über die Bestialität und Rohheit, welche die Belgier hier an den Tag legten. Besonders sind unsere Bilder von den zerstörten Panzertürmen der Lütticher Festung. Die meterhoch eingemauerten, zementierten Türme wurden durch einen einzelnen guten Schuß glatt auseinandergeprengt. Die Hauptsache natürlich sind dabei gute Treffer. Daß diese Schüsse, die unsere Bilder zeigen, „geseßen“ haben, braucht man ja nicht erst zu beweisen. Gut orientierende Bilder von Namur und Dinant haben wir in der 4. Kriegszusammenfassung veröffentlicht, so daß sich der Leser eine Vorstellung von der Lage machen kann, in der jetzt die deutschen Geschütze donnern.

Der Vormarsch im Westen. — Die Japaner auf dem Kriegspfad.

Der erste große entscheidende Sieg ist auf dem westlichen Kriegsschauplatz errungen. Nördlich von Metz hat der deutsche Kronprinz mit seiner Armee zu beiden Seiten von Longwy vorgehend, den Feind siegreich geworfen und in Lothringen hat die Armee unter Führung des Kronprinzen von Bayern den geschlagenen Feind so stürmisch verfolgt, daß bereits die Linie Blamont-Lunéville (siehe Karte) erreicht ist. Der Sieg von Metz (Wilder der Stadt und der Umgebung siehe Seite 9) wird auch nach außen hin seine Wirkung nicht verfehlen. Es gibt ja immer noch einige unsichere Kantonnisten, die offenbar warten, wie die Sache ausgeht und sich danach zu richten gedenken. Unsere tapferen Soldaten haben eine riesige Arbeit geleistet. Stellenweise sind sie ohne Artilleriebeschütz vorgegangen und haben wichtige feindliche Positionen im Sturm genommen. „Sie



Die ersten eroberten französischen Geschütze in Straßburg.

werfen alles über den Haufen,“ heißt es in den militärischen Berichten. Die Gefangenen, die wir gemacht haben, dürften hier auf weit mehr als 10 000 Mann belaufen. Wichtig ist die Eroberung einer so großen Anzahl von Geschützen (über 200). Ein erheblicher Bestand der französischen Armee ist jetzt geschlagen und in Unordnung gebracht worden. Und nun ist unter XXI. Armeekorps nach den letzten Nachrichten bereits in Lunéville eingezogen. Der Geist der französischen Truppen zeigt, wie der Kriegsskorpion der „Frankfurter Zeitung“ meldet, bereits ein Nachgeben, obwohl sie sich tapfer geschlagen haben. Bei der eigenartigen Psychologie der französischen Rasse ist das verständlich. Sie wollten in acht Tagen in Berlin sein und sind jetzt schon an der Grenze mit blutigen Köpfen heimgeschickt worden. Das können sie nicht vertragen.

Phot. H. Gersch. Berlin



Phot. Gebrüder Gerd. Berlin.

Das japanische Flaggschiff „Shikishima“.

„Auf die Forderungen Japans haben wir keinerlei Antwort zu geben.“

Wir wollen keine Bilder von unserer schönen Kolonie bringen, um unseren Lesern das Herz nicht schwer zu machen. Wollen dafür aber, um recht deutlich zu zeigen, wie Unbarm der Welt Lohn ist einige militärische Bilder unserer neuesten Feinde — wann kommen die allerneuesten? — wiedergeben. Sie beweisen deutlich, wo die Japaner gelernt haben, solche Schiffe zu bauen und ihre Infanterie so auszubilden. Nun wird es wohl eine gute lange Reihe von Jahren dauern, ehe wir diese kalten Gesellen mit ihren Fischseelen und



Phot. Berliner Illust.-Gesellschaft.

1897 — Kiautschou — 1914.



Phot. Gebr. Gerd. Berlin.

Japanische Soldaten in der Feuerlinie.

ihrer asiatischen Begriffen von Ehre und Gewissen wieder in unsere Kliniken, unsere Fabriken, Werke und Hörsäle hineinlassen. Die Generation ist jedenfalls noch nicht geboren, die das wieder erlebt. Die Welt ist schamlos geworden. So offensichtlich schamlos, daß all die schönrednerische Höflichkeit zwischen den Nationen vor diesem Kriege wie eine üble Farce erscheint. Wir sind vertrauensselig gewesen, das liegt in unserer Rasse, aber eine so getäuschte Vertrauensseligkeit schlägt in das Gegenteil um. Unsere Gegner bekommen das zu fühlen und werden es noch lange, lange zu fühlen haben.